



# Leseprobe

John Gwynne

## Bosheit - Die Getreuen und die Gefallenen 2

Roman

---

»'Bosheit' setzt die vielen Stärken des ersten Buches gekonnt fort und hat mir spannende Lesestunden ohne einen Funken Langeweile beschert.« *Captain Fantastic Online*

Bestellen Sie mit einem Klick für 16,00 €



---

Seiten: 832

Erscheinungstermin: 18. September 2017

Lieferstatus: Lieferbar

Mehr Informationen zum Buch gibt es auf

## Inhalte

- [Buch lesen](#)
- [Mehr zum Autor](#)

## Zum Buch

---

**Düster, episch, mitreißend: Diese Saga stellt alles in den Schatten!**

Der Krieg ist ausgebrochen und hat die Verfeimten Lande in Chaos gestürzt. Der Krieger Corban, der einst treu für König Brenin kämpfte, ist auf der Flucht – bis dem Feind ein wertvolles Pfand in die Hände fällt: Die junge Cywen ist Corbans Schwester, und um sie zu retten, würde er jeden Preis zahlen. Gleichzeitig ringt Corban mit der Bürde, ein Held zu sein. Doch während er vor seinem Schicksal flieht, formieren sich dunkle Mächte, um die Verfechter der Gerechtigkeit für immer zu zerschlagen ...



**Autor**

**John Gwynne**

---

John Gwynne studierte an der Brighton University, wo er später auch unterrichtete. Er spielte Kontrabass in einer Rock'n'Roll-Band, bereiste die USA und lebte in Kanada. Heute ist er verheiratet, hat vier Kinder und führt in England ein kleines Unternehmen, das alte Möbel restauriert. Nach

seiner preisgekrönten Saga »Die Getreuen und die Gefallenen« und der daran angelehnten Reihe »Blut und Knochen« beginnt mit »Nordnacht« die nächste große Fantasy-Serie des SPIEGEL-Bestsellerautors: die »Saga der Blutgeschworenen«.

JOHN GWYNNE

# Bosheit

Die Getreuen und die Gefallenen 2

JOHN GWYNNE

# Bosheit

Die Getreuen und die Gefallenen 2

Aus dem Englischen  
von Wolfgang Thon

blanvalet

Die Originalausgabe erschien 2014 unter dem Titel  
»Valour – The Faithful and the Fallen 2«  
bei Pan Macmillan, London.

Sollte diese Publikation Links auf Webseiten Dritter enthalten,  
so übernehmen wir für deren Inhalte keine Haftung,  
da wir uns diese nicht zu eigen machen, sondern lediglich auf  
deren Stand zum Zeitpunkt der Erstveröffentlichung verweisen.



Verlagsgruppe Random House FSC® N001967

2. Auflage

Copyright der Originalausgabe © 2014 by John Gwynne

Copyright der deutschsprachigen Ausgabe © 2017 by Blanvalet

in der Verlagsgruppe Random House GmbH,

Neumarkter Str. 28, 81673 München

Redaktion: Urban Hofstetter

Umschlaggestaltung: Isabelle Hirtz, Inkcraft, nach einer Originalvorlage

Umschlagillustration: Paul Young represented by Artist Partners

Karte: © Fred van Deelen

BL · Herstellung: sam

Satz: Uhl + Massopust, Aalen

Druck und Bindung: CPI books GmbH, Leck

Printed in the Czech Republic

ISBN 978-3-7341-6120-9

[www.blanvalet.de](http://www.blanvalet.de)

Für Harriet, die tapferste Seele, die ich kenne.  
Für meine Eltern.  
Ich wünschte, ihr hättet das erleben können.  
Ich vermisse euch.  
Und natürlich für Caroline,  
einfach weil sie so ist, wie sie ist.

Ewiger Kampf zwischen den Getreuen und den Gefallenen,  
unendlicher Zorn überkommt die Welt der Menschen.  
Lichtträger sucht Fleisch zu werden aus dem Kessel,  
um seine Ketten zu zerbrechen und den Krieg aufs Neue zu  
beginnen.

Zwei, geboren aus Blut, Staub und Asche sind die Paladine  
der Entscheidung zwischen  
der Dunkelheit und dem Licht.

Die Schwarze Sonne wird die Erde in Blut ertränken,  
der Strahlende Stern muss sich mit den Kostbarkeiten vereinen.  
An ihren Namen werdet ihr sie erkennen –  
Verwandtenmörder, Verwandtenrächer, Gigantenfreunde,  
Draakenreiter,  
Dunkle Macht gegen Lichtbringer.  
Einer wird die Flut sein, einer der Fels in der kochenden See.

Vor einem werden Sturm und Schild stehen,  
vor dem anderen Treuherz und Schwarzherz.  
Neben dem einen reitet die Geliebte, neben dem anderen  
die Rächende Hand.  
Hinter einem versammeln sich die Söhne des Mächtigen,  
die strahlenden Ben-Elim, unter dem Großen Baum.

Hinter dem anderen die Unheiligen, die fürchterlichen  
Kadoshim, die versuchen, die Brücke zu überqueren  
und die Welt in die Knie zu zwingen.

Sucht nach ihnen, wenn der Hochkönig ruft, wenn die  
Schattenkrieger aus dem Dunkel reiten,  
wenn die weißen Mauern von Telassar verlassen sind,  
wenn das Buch im Norden gefunden wird.

Wenn die Weißwyrmer aus ihren Nestern kriechen,  
wenn der Erstgeborene zurückholt, was verloren war,  
und die Kostbarkeiten sich aus ihrer Ruhe erheben.  
Erde und Himmel werden warnend schreien, werden diesen  
Krieg der Leiden ankündigen.

Blutige Tränen werden aus den Knochen der Erde sickern,  
und am Höhepunkt des Mittwinters wird aus helllichem Tag  
finsterste Nacht.

# 1. KAPITEL

## UTHAS

*Im Jahr 1142 des Zeitalters der Verbannten, Geburtsmond*

Der Kessel aus schwarzem Eisen war riesig. Groß und rund thronte er auf einem Podest in der Mitte der höhlenartigen Kammer. Fackeln mit blauen Flammen an den Wänden warfen kleine Lichtkreise in die Dunkelheit. Am Rand der Schatten schlichen, nur schwach erkennbar, lange, sehnige Gestalten umher.

Uthas vom Gigantenclan der Benothi trat zu dem Kessel. Seine dunkle Silhouette glitt über die Wand. Er erklimmte die Stufen und blieb davor stehen. Der Kessel war vollkommen schwarz und zeigte keinerlei Spiegelungen, schien sogar das Licht der Fackeln zu verschlucken. Einen Moment lang sah er jedoch so aus, als würde er sich schütteln, sanft pulsieren wie ein krankes Herz.

Am Eingang der Kammer gab jemand mit einem gedämpften Murmeln dem Giganten eine Anweisung, aber der rührte sich nicht, sondern starrte den Kessel einfach nur an.

»Was ist denn?«, erwiderte er schließlich.

»Nemain schickt nach dir, Uthas. Sie sagt, der Träumer erwacht.«

Der Angesprochene seufzte und schickte sich an, die Kammer zu verlassen. Dabei strich er mit den Fingerspitzen über die kalte Wölbung des Kessels und blieb dann wie erstarrt stehen.

»Was hast du?«, fragte ihn seine Schildwache Salach vom Eingang der Kammer.

Uthas neigte den Kopf zur Seite und schloss die Augen. *Stimmen, Stimmen, die mich rufen.* »Nichts.« Er wusste nicht genau, ob er das Flüs-

tern aus dem Kessel gehört oder nur gespürt hatte. »Bald«, wisperte er, als er seine Finger von dem kalten Eisen löste.

Ein Umriss tauchte aus den Schatten auf, als er zum Eingang ging. Er versperrte ihm den Weg, glitt um ihn herum. Ein Wurm. Seine weißen Schuppen glänzten, als er den flachen Kopf hob und Uthas mit kalten, seelenlosen Augen musterte. Uthas blieb regungslos und stumm stehen, bis die Kreatur seine Witterung aufgenommen hatte. Er kämpfte gegen sein Unbehagen an, doch dann glitt die Schlange davon. Ihre Segmente zogen sich zusammen und dehnten sich aus, als sie wieder in den Schatten zu ihrer Brut kroch. Uthas atmete vernehmlich aus.

»Dann komm«, sagte er, als er an Salach vorbeiging. »Wir sollten Nemain nicht warten lassen.«

Er warf einen Blick auf die mürrischen Gesichter der Wächter am Eingang der Kammer. Sie alle trugen Pelze und Eisen. Schweigend gingen sie durch die unterirdischen Gewölbe von Murias, dem letzten Stützpunkt der Benothi-Giganten. Er lag versteckt im Hochland von Benoth, tief eingegraben in das graue, von Nebel überzogene Land.

Bald erreichten sie eine breite Treppe, die sich in einer Spirale in die Dunkelheit hinaufschraubte. Schon bald fluchte Uthas leise, als der vertraute Schmerz in seinem Knie ihm zu schaffen machte, während er höher und höher stieg.

»*Bitseach!*«, fluchte er laut. *Miststück!* Er dachte an Nemain, die ganz oben in diesem hohen Turm auf ihn wartete. Hinter ihm lachte Salach leise.

Schließlich erreichten sie eine Tür. Salach nickte der Kriegerin zu, die dort Wache stand. Es war Sreng, Nemains Schildmaid. Sie machte den beiden auf.

Der Raum war nur spärlich eingerichtet und bis auf ein großes mit Fellen bedecktes Bett in der Mitte nur spärlich möbliert. Auf dem Bett lag eine Frau, eine schlanke Frau. Sie war schweißnass, und ihre Arme und Beine schienen unwillkürlich zu zucken. Neben ihr saß ein weißhaariger Mann und hielt ihre Hand. Seine massige Gestalt passte kaum in den Stuhl. Er sah zur Tür, als Uthas und Salach den Raum be-

traten, und starrte die beiden an. Ein von Narben überzogenes Loch klaffte an der Stelle, wo eines seiner Augen hätte sein sollen.

»Ein-Auge.« Uthas nickte. »Wie geht es ihr?«

Balur Ein-Auge zuckte mit den Schultern.

»Wo ist Nemain?«

»Ich bin hier.« Die Stimme zog Uthas' Blick zum anderen Ende des Gemachs. Dort stand eine Gestalt in einem Türbogen, umrahmt vom fahlen Licht des Tages in ihrem Rücken.

Nemain, Königin der Benothi. Auf dem Balkon hinter ihr hockten Raben auf der Brüstung. Einer flatterte auf ihre Schulter.

»Meine Königin.« Uthas senkte den Kopf.

»Willkommen daheim.« Ihr Haar war schwarz wie die Nacht und umrahmte ihr milchig weißes kantiges Gesicht. »Welche Neuigkeiten bringst du mir?«

»Im Süden herrscht Unruhe. Narvon führt Krieg mit Ardan, und die Krieger von Cambren marschieren nach Osten.« Er machte eine Pause und atmete tief durch. Die nächsten Worte schienen auf seinen Lippen gefroren zu sein. Er fürchtete die Antwort, die ihn erwartete. »Unsere Feinde führen Krieg untereinander. Es wäre ein guter Zeitpunkt, zuzuschlagen und sich zurückzuholen, was einst uns gehörte.« *Bitte, Nemain, gib mir den Befehl. Erspare mir, das zu tun, was ich tun muss, falls du dich weigerst.*

»Wir sollen nach Süden ziehen? Wir sind ein gebrochenes Volk, Uthas – das weißt du. Wir sind zu wenige, um auch nur diese Festung zu bemannen, ganz zu schweigen davon, den Süden zu erobern, der einst uns gehörte. Außerdem haben wir jetzt eine andere Aufgabe vor uns.« Sie trat auf den Balkon hinaus.

Er seufzte und folgte ihr bis zur Balustrade, wo ihm die kalte Luft auf der Haut brannte. Vor ihnen fiel eine Felswand steil ab, bis sie in großer Tiefe im Nebel verschwand. Ein Meer aus dunklem Granit, Schnee und Heidekraut erstreckte sich bis zum Horizont. Raben umkreisten den Balkon, ließen sich von den Aufwinden tragen. Einer kreischte und schwenkte ab, um neben Nemain zu landen. Sie streckte die Hand aus und kralte seinen Kopf. Der Vogel klapperte mit dem Schnabel.

»Und der Westen?«, fragte sie. »Was ist mit Domhain?«

Uthas zuckte mit den Schultern. »Von dort wissen wir nur wenig. Ich vermute, dass Eremon alt geworden ist und sich in seiner Senilität damit zufriedengibt, nichts zu tun. Dieser *Bandraoi* Rath jedoch hält uns auf Trab!«, spie er hervor. »Er gibt keine Ruhe. Er jagt unsere Kundschafter und überfällt unsere Ländereien, er und seine Gigantenjäger. Es hat etliche Verluste gegeben.«

Nemain zischte, und ihre Augen glühten rot. »Ich würde nichts lieber tun, als loszumarschieren und zurückzuholen, was wir verloren haben, Rath daran erinnern, warum er uns hasst.«

»Dann lass es uns tun!«, drängte Uthas sie. Das Blut rauschte in seinen Ohren, als Hoffnung in ihm aufkeimte.

»Das können wir nicht«, gab Nemain zurück. »Der Kessel muss bewacht werden. Er darf nie wieder benutzt werden. Er darf auf keinen Fall in die falschen Hände fallen.«

Diese Worte wirkten wie Hammerschläge auf Uthas.

»Aber wir müssen wissen, was jenseits unserer Grenzen vor sich geht. Domhain darf uns nicht verschlossen bleiben. Du wirst eine Abteilung nach Süden führen und so viel wie möglich über Eremons Pläne in Erfahrung bringen.«

»Wie du befehlst, meine Königin«, antwortete Uthas.

»Wähle aus, wen du willst, aber nimm nicht zu viele mit. Schnelligkeit wird dir eher von Nutzen sein als eine große Zahl. Und versuche, Rath's Aufmerksamkeit zu entgehen.«

»Ich werde tun, was du befehlst.«

Ein schriller Schrei ertönte in der Kammer hinter ihnen. Die Frau auf dem Bett hatte sich aufgesetzt. Das schweißnasse Haar klebte ihr im Gesicht, und sie hatte die Augen so weit aufgerissen, dass sie aus den Höhlen zu treten schienen. Balur packte ihre Hand und murmelte beruhigend auf sie ein.

»Ethlinn, was hast du gesehen?«, fragte Nemain.

Die bleiche Frau holte bebend Luft. »Sie kommen«, flüsterte sie. »Die Kadoshim kommen immer näher. Sie können den Kessel *spüren*. Die Schwarze Sonne kommt, um sie Fleisch werden zu lassen. Sie kommt, um den Kessel zu holen.«

## 2. KAPITEL

### CYWEN

Cywen erwachte genauso langsam wie die hereinkriechende Flut.

Als Erstes kehrte ihr Gefühl zurück. Ein dumpfes Pochen in ihrem Kopf, ihrer Schulter, ihrer Hüfte. Ihr ganzer Körper war wie zer schlagen, aber einige Stellen schmerzten besonders. Dann hörte sie es. Ein Stöhnen, gedämpfte Stimmen, Schritte, ein schabendes Kratzen, als würde etwas über den Boden gezogen. Dann das Kreischen von Möwen und das ferne Rauschen des Meeres. Sie versuchte, die Augen zu öffnen. Eines war verkrustet und geschwollen. Das Tageslicht drang ihr wie ein Stich ins Hirn. *Wo bin ich?* Sie sah sich um. Krieger in roten Mänteln zerrten Leichen über den gepflasterten Hof und hinterließen blutige Spuren auf den Steinen. Sie warfen die Toten auf einen Haufen mit Leichnamen.

Plötzlich strömte alles auf sie ein, kamen all die Erinnerungen zurück, das Gespräch mit Marrock auf den Zinnen, Evnis im Burghof, die schwarz gekleideten Krieger innerhalb der Mauern, die Tore, die sich öffneten, und *Conall*...

Irgendetwas Weiches befand sich unter ihr. Sie lag auf einer Toten, einer Frau, die mit leblosen Augen zu ihr hinaufstarrte. Taumelnd rappelte sich Cywen auf, und alles drehte sich um sie, bevor die Welt wieder zur Ruhe kam.

Das Steintor stand weit offen. Ein gleichförmiger Strom von Menschen ging durch die Tore hinein und hinaus. Die meisten trugen die roten Mäntel von Narvon. Schwarze Rauchsäulen stiegen in den blassen Himmel empor, wo ein leichter Wind vom Meer her an ihnen zupfte und sie zu einem Schleier formte.

*Die Schlacht ist also verloren. Dun Carreg ist gefallen.*

Dann drang ein anderer Gedanke durch ihren benebelten Verstand. *Meine Familie.*

Sie betrachtete die Leichen um sich herum und erinnerte sich daran, wie sie mit Conall hinabgestürzt war. Aber sie konnte ihn nirgends unter den Toten entdecken. Die Gesichter ihrer Mam und ihres Pas zuckten ihr durch den Kopf, außerdem die von Corban und Ghar. Wo waren sie nur alle?

Cywen entfernte sich unbehelligt aus dem Burghof und ließ sich langsam durch die Straßen treiben, folgte der Spur der Toten. Sie lagen überall herum, manchmal in kleinen Haufen, wo die Kämpfe heftiger getobt hatten, und einige Lachen waren immer noch in makabrer Umarmung ineinander verschlungen. Der Geruch von Rauch und Feuer verstärkte sich, je weiter sie in die Festung hineinging. Unwillkürlich lenkte sie ihre Schritte zu den Stallungen. Dort waren noch mehr Krieger, rot gewandete Männer, die sich um die panischen Pferde kümmerten. Sie sah Corbans Hengst Schild in der kleinen Koppel. Dann war er verschwunden, zwischen den anderen Pferden der Herde, die dort zusammengetrieben worden war.

*Wo ist Ghar?*

Wie in einem Traum ging sie weiter und musterte die Gesichter der Toten. Sie suchte nach ihrer Familie. Jedes Mal war sie erleichtert, wenn sie in ein lebloses Gesicht blickte und es nicht einem von ihnen gehörte. Sie suchte weiter und wurde hektischer, bis sie schließlich in dem Hof vor der Großen Halle wiederfand.

Hier war ebenfalls ein Leichenhaufen aufgeschichtet, der noch größer war als der vor dem Steintor. Überall waren Krieger, Verletzte, die mit Asche und Blut bedeckt waren. In einer Ecke sah Cywen die grauen Uniformröcke von Ardan. Die besiegten Krieger scharten sich zusammen, viele von ihnen waren verletzt. Sie wurden von einer Abteilung von Owains Männern bewacht.

Dann ertönte lautes Wehklagen aus der Halle. Ein Brett oder vielleicht auch eine Tischplatte wurde aus dem Eingang hinausgetragen und mit einem dumpfen Schlag gegen eine der Säulen neben dem Eingang gelehnt. Cywen sah, dass eine Leiche darauf befestigt war.

Sie war blutüberströmt, aber trotzdem deutlich zu erkennen. Cywen drehte sich fast der Magen um.

Es war Brenin. Sein Kopf schwang schlaff hin und her, die Arme waren verdreht, und man hatte seine Handgelenke und Knöchel auf die Platte genagelt. Blut säumte die tiefe Wunde in seiner Brust. Cywen spuckte Galle auf die blutbefleckten Pflastersteine, während Ascheflocken wie schwarzer Schnee um sie herum zu Boden fielen.

Dann wischte sie sich über den Mund und näherte sich stolpernd den Türen der Halle. Den Blick hielt sie auf Brenins Leichnam gerichtet.

»Bitte, Elyon, Allvater«, betete sie leise, »lass meine Verwandten noch am Leben sein.« Sie blieb vor Brenin stehen und starrte ihn an, bis ein Krieger sie anstieß und ihr befahl, aus dem Weg zu gehen. Sie warf ihm einen finsternen Blick zu.

Aus der Festhalle drang Lärm in den Hof hinaus. Es entstand Unruhe, Männer schrien, und jemand gab ein tiefes Knurren von sich. *Sturm?*

Im nächsten Moment stürmte sie durch die offenen Türen in die Halle und blinzelte, während sich ihre Augen an das gedämpfte Licht gewöhnten. Im Inneren herrschte vollkommenes Durcheinander. Tische und Stühle waren umgestoßen worden, die Dachbalken waren rußgeschwärzt vom Feuer, und dort, wo die Flammen gerade erst gelöscht worden waren, hingen immer noch Rauchwolken unter dem Dach. Hier waren viele Menschen. Sie sah Owain, im Gespräch mit Nathair, der von einer Gruppe der schwarz gekleideten Krieger umringt war, die die Tore erstürmt hatten. Ewnis war bei ihnen, und auch Conall. Wut packte sie, und instinktiv griff sie zu ihrem Messergurt. Dann runzelte sie die Stirn, als ihr wieder einfiel, dass sie all ihre Wurfmesser letzte Nacht auf der Mauer verbraucht hatte.

Schließlich glitt ihr Blick in Richtung des Lärms, der ihre Aufmerksamkeit erregt hatte. Eine Gruppe von Kriegern stand im Halbkreis um ein schnappendes, knurrendes Etwas herum.

»Bring ihn einfach um«, sagte einer der Krieger. Cywen sah scharfe weiße Zähne blitzen, eine stumpfe Schnauze und scheckiges Fell.

»Buddai«, flüsterte sie und rannte los, drängte sich mit den Ellbogen durch die Reihe der Krieger.

Der massige Hund stand mit gesenktem Kopf da und fletschte die Zähne.

Cywen kam stolpernd zum Stehen, und Buddais großer Schädel schwang zu ihr herum. Er schnappte nach ihr, doch dann erkannte er sie plötzlich. Er winselte und wedelte zögernd mit dem Schwanz, als er jemand Vertrautes an diesem Ort des Todes sah, jemand, der zu *seinem Rudel* gehörte. Sie stürzte sich auf ihn, schlang ihm die Arme um den Hals und grub das Gesicht in sein Fell. So verharrte sie lange, während ihre Tränen in Buddais Fell versickerten. Schließlich lehnte sie sich zurück, spürte die Zunge des Hundes auf ihrem Gesicht und blickte zu Boden.

»Deshalb bist du also hier«, murmelte sie. Ihr Pa lag ausgestreckt da, die Augen glasig und blicklos. Sein ganzer Körper war von Wunden übersät und mit schwarzem Blut verkrustet. Sie schluchzte erstickt, kniete sich neben Thannons Leiche und fuhr ihm sanft mit den Fingerspitzen über die Wange. *Sind sie etwa alle ermordet worden?* Sie legte den Kopf auf die Brust ihres Vaters. Buddai schmiegte sich an sie und drückte seine Schnauze in Thannons Hand. Sie sackte schlaff zu Boden.

»Mädchen.« Ein Speerschaft bohrte sich ihr in den Rücken.

»Was denn?«

»Geh da weg.« Der Mann war ein älterer Krieger. Sein roter Bart war von silbernen Strähnen durchzogen.

»Nein.« Sie umklammerte ihren Pa fester.

»Wir müssen die Halle säubern, Mädchen, und dieser Köter lässt uns nicht in seine Nähe.« Er stieß mit dem stumpfen Ende seines Speers gegen Thannons Stiefel. Buddai knurrte. »Wenn du diesen Hund mitnehmen kannst, umso besser, sonst bleibt uns nichts anderes übrig, als ihn zu töten.«

*Buddai töten? Bitte keine Toten mehr.*

»Ich ... ja.« Cywen wischte sich über Augen und Nase. Dann kniete sie sich vor Buddai hin und streichelte ihn. Das Fell über seinen Vorderläufen war blutverkrustet, und er winselte leise, als sie die

Wunde untersuchte. »Komm mit mir, Buddai«, flüsterte sie. »Sonst töten sie dich auch noch.« Er legte nur den Kopf schief und blickte sie verständnislos an.

Cywen stand auf, trat ein paar Schritte von dem Hund weg und rief ihn. Er näherte sich ihr zögernd, blickte dann zu seinem toten Herrn zurück und jaulte erbärmlich.

»Komm schon, Buddai, komm mit.« Cywen schlug mit der Hand gegen ihr Bein, und diesmal gehorchte er. Der rotbärtige Krieger nickte und fuhr mit seiner schaurigen Arbeit fort.

Niemand nahm Notiz von Cywen. Sie war nur eine weitere blutverschmierte Überlebende dieser schrecklichen Nacht. Die Krieger in der Halle schienen vor allem damit beschäftigt zu sein, den Boden von Leichen frei zu räumen oder sich um verletzte Kameraden zu kümmern. Owain und Nathair waren immer noch in ihr Gespräch vertieft, aber Cywen bemerkte, dass der Schildmann des Königs von Tenebral, der schwarz gekleidete Krieger namens Sumur, zu ihr her sah.

»Komm schon, Buddai«, sagte Cywen. »Machen wir lieber, dass wir hier wegkommen.« Sie drehte sich zur Tür der Halle herum und stieß mit jemandem zusammen.

»Esel!« Der Mann grunzte vor Schmerz. »Pass doch auf, wohin du – du!«

Cywen stand wie erstarrt da und erkannte, mit wem sie zusammengestoßen war. Es war Rafe.

Der Sohn des Jägers erwiderte finster ihren Blick. Buddai knurrte, und Rafe trat einen Schritt zurück.

Sein blondes Haar war stumpf und voller Asche, und seine Augen waren gerötet und blutunterlaufen. Er hatte geweint. In einem Hosensack war ein tiefer Schnitt, kurz über dem Knie, und eine Spur von getrocknetem Blut lief hinab bis zu seinen Stiefeln. Die Wunde war mit einem Fetzen Tuch verbunden.

»Das hat dein Bruder mir angetan«, erklärte er, als er ihrem Blick auf sein Bein folgte. »Noch etwas, wofür ich ihm Vergeltung schulde.«

»Ban«, keuchte Cywen. Ihr Herz schmerzte bei dem Gedanken

an ihren Bruder. »Er lebt also noch?« Sie hatte fast zu viel Angst, den Gedanken laut auszusprechen.

»Mag sein, aber bestimmt nicht mehr lange. Wir werden ihn erwischen, wir werden sie alle erwischen.«

»Sie alle? Wen denn noch? Meine Mam und Ghar?«

Rafe sah sie einen Moment an, dann grinste er. »Bist wohl ganz allein auf dich gestellt, kleines Mädchen? Besser, du gewöhnst dich gleich daran.«

Wut stieg in ihr auf, und sie hasste Rafe in diesem Moment so sehr, wie sie noch nie jemanden gehasst hatte. Sie griff nach ihren Messern und fluchte leise, weil sie immer wieder vergaß, dass sie schon alle geworfen hatte. »Verräter!«, zischte sie.

»Das kommt darauf an, von welcher Seite aus du es betrachtest«, erwiderte Rafe, aber seine Miene verfinsterte sich. »So wie ich das sehe, ist Ewnis mein Herr. Und ich tue, was er mir befiehlt. Außerdem sieht es im Moment so aus, als wäre er auf der Seite der Gewinner.«

»Noch«, murmelte Cywen.

»Hier hat sich einiges geändert.« Rafe drohte ihr mit dem Finger. »Und wenn du das nicht ganz schnell kapiert, wird es dir leidtun. Du solltest von jetzt an mehr auf deine Manieren achten. Denn deine Beschützer haben dich alle im Stich gelassen. Du bist wohl doch nicht so besonders, was? Warum sonst hätten sie dich zurückgelassen?« Er grinste. »Denk mal darüber nach.«

Cywen hätte ihn am liebsten geschlagen. Seine Worte waren scharf und schnitten tief so wie ihre Messer. Sie ballte die Fäuste, wusste aber, dass es keine gute Idee war, ausgerechnet jetzt irgendjemanden anzugreifen.

Rafe blickte über ihre Schulter, und sie folgte seinem Blick. Ewnis winkte dem Sohn des Jägers. Conall stand immer noch neben ihm. »Wir sehen uns wieder«, versprach Rafe. »Und mach dir keine Sorgen, wir werden deine Familie schon finden.« Er grinste höhnisch und zog langsam einen Finger über seine Kehle, von einem Ohr zum anderen. Ohne nachzudenken, trat Cywen vor und rammte Rafe ihr Knie in die Lenden.

Er sank zu Boden und rollte sich zu einer wimmernden Kugel zusammen.

»Und für dich ist es besser, wenn du dich von mir und meiner Familie fernhältst!«, zischte sie. Dann hörte sie ein leises Lachen hinter sich. Der rotbärtige Krieger hatte sie beobachtet, zusammen mit einer Handvoll anderer Männer.

»Du und dieser Hund passt gut zusammen«, erklärte er. Er grinste, und sie errötete. Aber sie verkniff sich eine wütende Antwort. Sie hielt es für besser zu verschwinden.

Cywen senkte den Blick und ging, gefolgt von Buddai, zu dem offenen Portal der Festhalle. Als sie ins Tageslicht hinaustrat, warf sie noch mal einen Blick zurück. Rafe stemmte sich langsam vom Boden hoch. Und Sumur starrte sie immer noch an.

Der Drang, nach Hause zurückzukehren, war übermächtig. Sie rannte durch die Straßen, und Buddai lief humpelnd neben ihr her.

Als sie die Tür öffnete und in die Küche trat, erwartete sie fast, ihre Mam am Ofen stehen zu sehen, während ihr Pa am Tisch saß und etwas aß. Sie rief sogar laut ihre Namen und hoffte, irgendjemanden antworten zu hören. Dann durchsuchte sie alle Zimmer, bis sie wieder in der Küche landete. Ihr Haus war leer, genauso kalt und leblos wie der Blick ihres Pas.

*Wo sind sie?*

»Verschwunden«, flüsterte sie. Sie schluchzte, schwankte und hielt sich am Küchentisch fest.

*Alle sind weg. Und sie haben mich einfach zurückgelassen.* Rafe's Worte hallten laut in ihrem Kopf. *Wie konnten sie das nur tun?* Sie sah auf Buddai hinunter. Der Hund erwiderte ihren Blick treuherzig. Wieder tauchte die Erinnerung an ihren Pa auf, an all das verkrustete Blut auf seinem Körper, an die schrecklich leblosen Augen. Sie wünschte sich, ihre Mam wäre hier, um sie festzuhalten und zu trösten. Und Ban, ihr Bruder und bester Freund. Warum hatten sie sie einfach im Stich gelassen? Wieder schluchzte sie, sank zu Boden, schlang ihre Arme um Buddai und weinte mit krampfhaften, schmerzhaften Schluchzern. Der fleckige Hund leckte Cywens tränenüberströmte Wange und schmiegte sich schützend an sie.

### 3. KAPITEL

#### VERADIS

Veradis trank einen Schluck aus seinem Wasserschlauch und goss sich die Flüssigkeit dann über Kopf und Hals. Er und seine Männer hatten sich in einem Halbkreis vor den großen Toren von Haldis verteilt, der letzten Bastion des Gigantenclans der Hunen. Kurz zuvor waren Calidus und Alcyon im Innern der Festung verschwunden, gefolgt von mehr als zweihundert Kriegern.

Überlebende des Kampfes gegen die Giganten tauchten in kleinen Grüppchen auf der Lichtung auf. Veradis schickte ein halbes Dutzend Kundschafter aus, um den Nachzüglern den Weg zu weisen.

»Diese Arbeit macht durstig, was?« Boos, sein Waffenbruder, grinste. »Dieses Töten von Giganten, meine ich.«

Der hünenhafte Krieger blutete aus einer Wunde an seinem Ohr. Das Blut hatte seine Haare verfilzt. Als Veradis genauer hinsah, bemerkte er, dass es nicht nur eine oberflächliche Wunde war. Seinem Freund fehlte ein großes Stück vom Ohr.

»Wo ist dein Helm?«, fragte Veradis.

»Hab ihn verloren.« Boos zuckte mit den Schultern. Dann berührte er sein Ohr und betrachtete seine blutigen Fingerspitzen. »Besser, als meinen Kopf zu verlieren.«

»Das ist noch die Frage.« Veradis reichte seinem Freund den Wasserschlauch.

Boos trank in gierigen Schlucken. »Wir können Rauca eine schöne Geschichte erzählen, stimmt's?«

»Wohl wahr«, erwiderte Veradis. »Wenn wir das hier überleben.«

Er ließ den Blick über die Steinhaufen um sie herum gleiten, von denen jeder mindestens zweimal so groß war wie ein Mann. In jedem dieser Gräber ruhte ein Gigant. Immer noch drang Schlachtenlärm zu ihnen, herangetragen von einem kalten Wind, schwach und hallend. Jenseits der Grabhügel sah er die Gipfel der Bäume des Fornswaldes. Hinter Veradis erhob sich eine blanke Felswand hoch in den Himmel, die von riesigen Reliefs bedeckt war. Ein offener Durchgang am Fuß der Wand führte in die Dunkelheit.

Der Blutausch der Schlacht ebte langsam ab, wich dem Gefühl von schmerzenden Muskeln, Müdigkeit und einem pulsierenden Schmerz im Gesicht. Veradis hob die Hand und zog einen Splitter aus seiner Wange. Die Axt eines Giganten hatte sich in seinen Schild gegraben, den eisernen Rand zertrümmert und Holzsplitter in sein Gesicht geschleudert.

Viele von seinen fünfhundert Männern waren in der Schlacht zwischen den Grabhügeln gefallen, aber die Überlebenden standen voller Stolz da. Sie wussten, dass sie diese Schlacht entschieden hatten, dass sie irgendwie mit ihrem Schildwall eine drohende Niederlage in einen Sieg verwandelt hatten.

Die Kriegerhorden von Braster und Romar waren erheblich dezimiert worden, von der Magie und dem Eisen der Giganten. Braster selbst war verletzt und bewusstlos vom Schlachtfeld geschleppt worden. Romar, der König von Isiltir, hatte eine Streitmacht durch diesen schwarzen Eingang geführt, um die flüchtenden Hunen zu verfolgen. Obwohl Calidus ihn als einen Dorn in ihrem Fleisch betrachtete, da er sich Nathair und seinen Dienern bei fast jeder Gelegenheit widersetzte, beneidete Veradis Romar nicht um diesen Kampf auf engstem Raum, der ihn in den dunklen Tunneln erwartete.

Vor allem, da Calidus angedeutet hatte, dass es Zeit wäre, drastische Maßnahmen gegen den aufsässigen König zu ergreifen. Aber das war Calidus' Angelegenheit. Nathair hatte Veradis klargemacht, dass er keine Befehlsgewalt über Calidus besaß und der Mann tun konnte, was er wollte. Zudem hatte Calidus die Jehar, um seine Wünsche durchzusetzen.

*Was immer geschieht, geschieht*, dachte er. Romar war ihm gleichgültig, aber in dem Berg, in diesen Tunneln waren Freunde von ihm. Kastell und Maquin. Sie gehörten zu den Gadrai, Romars Elitekämpfern. Es würde ihm nicht gefallen, wenn sie zu Schaden kämen. Aber er hatte sie gewarnt, oder zumindest hatte er das versucht. Was hätte er auch sonst tun können?

Als Veradis in die Tunnel spähte, drang Lärm aus der Dunkelheit – das Klirren von Eisen und gedämpfte Schreie.

Boos tippte ihm auf die Schulter und deutete mit einem Nicken auf die Grabhügel. Einer der Kundschafter war zurückgekehrt.

»Ich habe etwas gefunden«, keuchte der Mann schwer atmend.

»Was denn?«

»Eine versteckte Tür. Ich habe Stimmen gehört und noch etwas, etwas Sonderbares.«

Veradis sammelte ein Dutzend Männer um sich, übertrug Boos den Befehl über die anderen und folgte dann dem Kundschafter. Der führte ihn zwischen den Grabmälern hindurch. Alles war gespenstisch still.

Schließlich endeten die Hünengräber, und eine Ansammlung von Steingebäuden tauchte vor ihnen auf. Sie waren leer und dunkel. Jetzt kamen sie nur noch langsam voran, da Veradis und seine Männer überprüften, ob tatsächlich keine Giganten in der Finsternis lauerten.

»Dort.« Der Kundschafter zeigte auf die Felswand.

Schlingpflanzen überzogen das Gestein. Veradis betrachtete die Stelle, konnte jedoch nichts Ungewöhnliches entdecken.

»Nein, hier.« Der Kundschafter trat vor. Vor der Felswand blieb er stehen und scharfte mit einem Stiefel im Boden vor sich. Ein Griff kam zum Vorschein. Er war an einer Falltür befestigt.

Veradis kniete sich hin und legte ein Ohr an die Tür. Zuerst hörte er nichts, aber dann vernahm er ein ersticktes Weinen wie von einem Kind.

Er deutete auf den Griff und flüsterte Befehle. Zwei Krieger packten den Eisenring, und der Rest versammelte sich mit gezückten Waffen um die Falltür.

»Jetzt!«, befahl Veradis, und die Männer rissen die Tür auf.

Breite Steinstufen führten in die Tiefe hinab, und das Sonnenlicht fiel auf Gesichter, die zu ihnen heraufblickten. Viele Gesichter. Es waren Gigantengesichter, aber irgendetwas an ihnen wirkte auf Veradis schon auf den ersten Blick sonderbar. Anders.

Bevor er etwas tun konnte, brüllte jemand, und eine Gestalt stürmte die Stufen hinauf, einen Streithammer schwingend. Hinter ihr erhoben sich Stimmen in der Dunkelheit. Veradis sprang zur Seite. Der Hammer verfehlte ihn und traf krachend einen anderen Krieger, zermalmte seine Knochen. Der Mann brach am Boden zusammen, und der Gigant griff weiter an. Andere Männer flogen durch die Luft.

Veradis und seine Leute umkreisten ihren Feind, der ihnen Flüche entgegenschleuderte und sich trotzig um seine eigene Achse drehte. Veradis sprang vor, stach zu und wich rasch wieder zurück. Der Gigant brüllte auf und fuhr zu Veradis herum, aber dessen Männer griffen ebenfalls an und stachen auf den Hünen ein. Der Gigant brüllte seine Wut heraus, griff den Kreis aus Kriegern an und schmetterte einen Mann zu Boden. Schwerter blitzten auf. Der Gigant taumelte ein paar Schritte, brach dann zusammen, und sein Blut sickerte ins Gras.

Veradis blieb einen Moment regungslos stehen und atmete schwer. Dann trat er vor und stieß den am Boden liegenden Giganten mit dem Fuß an. Ihr Feind würde nicht mehr aufstehen.

»Kommt heraus!«, befahl Veradis und beugte sich über die Falltür. Schweigen antwortete ihm. Er spähte in das Dämmerlicht und erkannte dort, wo die Sonne nicht hinschien, schemenhafte Gestalten. »Ich bin nicht so dumm, zu euch hinabzusteigen. Aber wenn ihr dort unten bleibt, werdet ihr alle brennen«, sagte er und hob die Stimme. Immer noch kam keine Antwort. Er zuckte mit den Schultern und wandte sich ab.

»Es sind noch Kinder«, ertönte eine barsche Stimme aus der Dunkelheit. »Wir kommen hoch. Bitte, tötet sie nicht.«

*Giganten-Kinder. Was für ein Tag!* »Kommt hoch. Wenn es stimmt, was du sagst, werden wir euch nichts tun, außer ihr greift uns an.« Veradis trat zurück und warnte seine Männer mit erhobener Hand.

Eine Gestalt tauchte aus dem Loch im Boden auf. Ein Gigant, groß und breitschultrig. Es war eine Frau, wie das Fehlen des Schnauzbarthes verriet, aber sie war ebenso muskulös wie die männlichen Exemplare ihrer Art. Schwarze Lederstreifen bedeckten ihre Brüste, und in den Händen hielt sie locker einen Streitkolben. Ihr Blick zuckte von Veradis zu dem Giganten, der bäuchlings im Gras lag. Ein Ausdruck von Trauer huschte über ihr Gesicht.

Veradis bedeutete ihr weiterzugehen. Sie gehorchte zögernd und sagte irgendetwas Unverständliches. Hinter ihr tauchten andere Gestalten aus dem Erdloch auf.

Veradis blinzelte. Es waren ungefähr dreißig. Etliche von ihnen waren kleiner oder genauso groß wie er, andere dagegen größer. Sie waren muskulös, aber zierlicher als die Erwachsenen. Ihre Glieder waren länger und wirkten ein wenig ungenau, wie bei Fohlen. Auf einigen Gesichtern zeigte sich bereits der erste Bartwuchs, die meisten jedoch waren unbehaart. Außerdem waren ihre Gesichtszüge nicht so kantig wie die der erwachsenen Giganten, die Veradis gesehen hatte. Einige waren bewaffnet mit Langmessern, die in etwa die Länge von Veradis' Schwert hatten. Und einige wenige von ihnen, die größeren, schwangen Streithämmer oder Äxte. Sie alle sahen ängstlich aus, und schienen nicht zu wissen, ob sie kämpfen oder flüchten sollten. Veradis spürte ihre Anspannung und wusste, dass diese Situation beim kleinsten Fehler in einem Blutbad enden konnte. Die Hüterin sagte etwas, und die jugendlichen Giganten mit den Streithämmern und Äxten ließen ihre Waffen sinken.

*Sie spürt es auch.*

»Es sind nur Kinder«, wiederholte die Gigantin. Stolz und Flehen mischten sich in ihrer Stimme.

*Kinder.* »Die meisten von ihnen sind größer als ich«, gab Veradis zurück. Er fuhr sich mit der Hand durchs Haar. »Ich werde ihnen nichts antun, ebenso wenig wie dir. Solange du nicht als Erste angreifst.«

Der Blick der Gigantenfrau zuckte zwischen ihm und seinen Männern hin und her. »Also ist die Schlacht verloren.« Das war keine Frage, sondern eine Feststellung.

»So ist es. Ihr müsst eure Waffen niederlegen. Alle.« *Und dann kann*

*ich mir überlegen, was ich mit euch anfangen werde.* Veradis betrachtete die kleine Gruppe hinter ihr und stellte zu seinem Unbehagen fest, dass sie ihm und seinen Männern zahlenmäßig überlegen waren.

Die Frau gab einen barschen Befehl über die Schulter zurück, und Eisen fiel klirrend auf den Boden. Einige zögerten, und sie wiederholte ihren Befehl, lauter diesmal. Gleichzeitig ließ sie ihren eigenen Streithammer fallen. Dann erregte etwas hinter Veradis ihre Aufmerksamkeit, und ihre dichten Brauen zogen sich finster zusammen.

Alcyon kam auf sie zu. Calidus und die Jehar folgten ihm. Sie schienen sich wie ein dunkler Umhang über das Land zu breiten.

»Was haben wir denn hier?«, erkundigte sich Calidus.

»Sie hatten sich versteckt«, erwiderte Veradis. »Und sie haben sich uns ergeben.« Der harte Blick in Calidus' Augen gefiel ihm ebenso wenig wie die Art und Weise, wie der Mann die Hand auf den Griff seines Schwertes legte.

»*Dia duit.*« Alcyon trat vor. Er legte eine Hand auf die Stirn.

Die Gigantenfrau musterte ihn argwöhnisch, erwiderte aber die Geste. Dann hob sie den Kopf und witterte wie ein Jagdhund, der den Geruch seiner Beute wahrnimmt. Ihre Augen verengten sich zu schmalen Schlitzten, als sie ihren Blick auf Calidus richtete. »*Cen fath coisir tu racan ar dubb aingeal.*«

Alcyon zuckte mit den Schultern. »Ich habe meine Wahl getroffen«, brummte er. Aber ein sonderbarer Ausdruck zeigte sich auf seinem harten Gesicht.

*Ist das Scham?*, dachte Veradis.

»Sie können nicht am Leben bleiben.« Calidus war hinter Alcyon getreten.

Der Gigant hob eine Hand, und seine Miene verfinsterte sich. »Es sind nur Kinder.«

»Sie werden nicht immer Kinder bleiben. Sie werden ihre Familien rächen wollen. Und sie werden zurückholen wollen, was du ihnen genommen hast.«

»Was genommen?« Die Gigantin sprach die Worte langsam aus und verzog dabei das Gesicht, als hätte sie einen widerlichen Geschmack im Mund.

»Die Sternenstein-Axt«, gab Calidus zurück.

Der Blick der Gigantin zuckte zu Alcyon, und jetzt sah Veradis die Axt, die er in einer Schlinge auf dem Rücken trug. Sie war von der Klinge bis zum Griff von einem matten Schwarz. Als Veradis sie anstarrte, ertönte ein Geräusch in seinem Kopf, ein schwacher Windhauch, das Flüstern von Stimmen – es dauerte nur einen Herzschlag lang, dann war es verschwunden. Er blinzelte.

Die Gigantin ächzte, riss ihren Streithammer vom Boden hoch und stürzte sich auf Alcyon. Der sprang hastig zurück, zog mit einer fließenden Bewegung die Axt vom Rücken und parierte einen Schlag, der ihm zweifellos den Kopf von den Schultern getrennt hätte.

Hinter ihr hoben eine Handvoll Gigantenkinder ihre Waffen auf und folgten dem Beispiel ihrer Hüterin. Mit einem Geräusch, als würde sich eine Welle am Strand brechen, zückten die Jehar ihre Schwerter.

Veradis stolperte zurück, Schwert und Schild bereit, aber etwas hielt ihn davon ab, in die Schlacht einzugreifen. Er wollte das Blut dieser Giganten nicht vergießen. Es waren nur Kinder. *Sie sind dein Feind*, sagte eine Stimme in seinem Kopf.

*Und was ist mit Gnade, auch einem Feind gegenüber?*, dachte er.

Alcyon blockte den Angriff der Gigantin und benutzte seine neue Axt wie einen Stock. Immer wieder schlug sie auf ihn ein, und Alcyon wich vor ihren Angriffen zurück. Er schien ebenfalls davor zurückzuschrecken, Blut zu vergießen. Um ihn herum kämpften die Jehar gegen die Jugendlichen, die sich mit mehr Leidenschaft als Geschick auf die schwarz gekleideten Krieger gestürzt hatten. Viele von ihnen waren bereits tot.

Schließlich hämmerte Alcyon der Gigantin den Schaft der Axt auf den Kopf. Sie taumelte zurück und sank auf ein Knie. Um sie herum kam die Schlacht zum Erliegen, als die jungen Giganten die Szene beobachteten.

»Lass deine Waffe fallen!«, knurrte Alcyon.

Calidus tauchte zwischen ihnen auf. Alcyon schrie den silberhaarigen Mann an, doch Calidus ignorierte ihn. Er holte mit dem

Schwert aus und schlug der Gigantin in einer einzigen, geschmeidigen Bewegung den Kopf von den Schultern.

Ihre Mündel schrien vor Entsetzen und Wut auf, und einige verstärkten ihre Angriffe. Andere dagegen wandten sich um und flüchteten zwischen die Steinhäufen.

Alcyon senkte den Kopf.

Die Jehar machten kurzen Prozess mit den restlichen Giganten, und nach wenigen Augenblicken war der Kampf vorbei.

»Willkommen, Veradis!« Calidus grinste, als er zu ihm trat. Mit seinem Umhang wischte er das Blut von seinem Schwert. Akar, der mürrische Anführer der Jehar, ging hinter ihm.

Veradis nickte, während er den Kopf der Gigantin und die Leichen der Kinder um sie herum betrachtete. »Ist es gut gegangen? In den Tunneln?« Er versuchte, den Blick von den Toten loszureißen.

»Das kann man so sagen. Die Hunen sind jetzt endgültig besiegt. Und wir haben eine großartige Trophäe für Nathair gefunden.«

»Eine Trophäe? Was denn?«

»Das hier.« Alcyon hob die Axt. »Eine der Sieben Kostbarkeiten.« Seine Miene war immer noch düster.

Aus der Nähe sah Veradis jetzt, dass der Schaft der Axt aus dunklem gemasertem Holz bestand. Es war glatt und glänzend von Alter und Gebrauch und über die gesamte Länge mit eisernen Ringen verstärkt. Das doppelschneidige Blatt war von einem matten Schwarz, das sämtliches Licht zu verschlucken schien, statt es zu reflektieren.

Er sah an ihnen vorbei zu den Jehar und bemerkte eine Handvoll anderer Krieger. Er erkannte Jael unter ihnen.

»Wo sind die anderen?« Ein ungutes Gefühl beschlich ihn, als er wieder an Kastell und Maquin dachte.

»Es gab Verluste.« Calidus zuckte mit den Schultern. »Das ist ein Schlachtfeld, Veradis. Hier sterben Männer.«

»Männer? Welche Männer?«

»Viele!«, fuhr Calidus ihn an, sichtlich gereizt. »Romar ist gefallen, zusammen mit einigen seiner Männer.«

»Mit allen«, verbesserte ihn Alcyon.

»Mit allen«, bestätigte Calidus ungerührt. »Eine Tragödie, gewiss, aber solche Dinge kommen eben vor.«

Veradis starrte ihn an. Die Gesichter von Kastell und Maquin tauchten vor seinem inneren Auge auf. *Ich habe versucht, sie zu warnen.*

»Komm, Alcyon.« Calidus wandte sich ab. »Beseitige die Leichen, Veradis. Wir treffen uns später und besprechen, wie es weitergeht.«

Alcyon folgte Calidus, die schwarze Axt über der Schulter balancierend. Akar blieb bei Veradis. Der Anführer der Jehar wirkte mürrisch und sah aus, als wolle er etwas sagen. Dann jedoch drehte er sich ebenfalls um und folgte Calidus. Seine schwarz gekleideten Krieger schlossen sich ihm an.

Veradis beobachtete, wie das flackernde Feuer Licht und Schatten über Calidus' Gesicht warf. Er saß ihm gegenüber und war in ein Gespräch mit Lothar vertieft, dem Heerführer von König Braster von Helveth.

Hinter dem Ratgeber, halb verborgen im Schatten, hob sich dunkel Alcyons massige Gestalt ab. Seit dem Gemetzel an den Gigantenkindern war er in eine brütende Stimmung verfallen. Die schwarze Axt lag quer über seinem Schoß. In der Hand hielt er eine lange, dünne Nadel, von deren Spitze schwarze Tinte tropfte. Veradis sah fasziniert zu, wie Alcyon sich in einem regelmäßigen Rhythmus in den Unterarm stach und weitere Dornen zu der Tätowierung der Schlingpflanze hinzufügte. Sie markierten die Leben, die der Gigant in der Schlacht ausgelöscht hatte. Veradis runzelte die Stirn. *Ob Kastell und Maquin wohl ebenfalls mit einem solchen Dorn gekennzeichnet werden?*

Akar saß mit einer Kriegerin der Jehar am Feuer. Sie war dunkelhaarig und hatte ein hageres Gesicht. Sie schien noch jung zu sein, soweit Veradis das erkennen konnte, nicht viel älter als er. Seine Miene verdüsterte sich. Er konnte sich immer noch nicht an die Vorstellung von Kriegerinnen gewöhnen, schon gar nicht an solche, die so geschickt waren wie die der Jehar.

Lothar verabschiedete sich und verschwand in der Dunkelheit.

Niemand hatte zwischen den stummen Gräbern von Haldis sein Lager aufschlagen wollen, also hatten sie sich auf den Hang vor der Bestattungsstätte zurückgezogen. Nicht weit von der Stelle entfernt, von der aus Veradis am Morgen die Schlacht beobachtet hatte. Das schien schon sehr lange zurückzuliegen.

Überall auf dem Kamm und dem Hang flackerten Lagerfeuer, an denen sich die Überlebenden dieser Schlacht wärmten. Etwa vier-tausend Krieger waren nach Haldis marschiert. Weniger als ein-tausend hatten überlebt, und die Hälfte davon gehörte zu Veradis' Kriegerhorde und den Jehar. Romars Kriegerhorde war fast vollständig vernichtet worden. Nur Jael und eine Handvoll anderer hatten überlebt. Brasters Kriegerhorde war es nicht viel besser ergangen. Nur die paar Hundert Männer, die ihren verwundeten König vom Schlachtfeld eskortiert hatten, waren dem Tod entkommen.

»Und?«, fragte Veradis von der anderen Seite des Lagerfeuers her.  
»Wie geht es König Braster?«

»Seine Verletzung war nicht tödlich«, erwiderte Calidus. »Ein Schlag mit einem Streithammer hat ihm die Schulter zerschmettert. Lothar sagte, die Heiler gäben sich damit zufrieden, seine Knochen wieder zusammenzufügen, also ...« Er zuckte mit den Achseln. »Er wird vielleicht nie wieder ein Schwert führen können, aber er wird es überleben.«

»Gut.« Veradis mochte Braster. Der König von Helveth hatte eine grobe, aber direkte und ehrliche Art. »Und wie sieht unser neuer Plan aus?«

»Jetzt wird es Zeit, Nathair zu suchen. Wir waren lange genug von ihm getrennt.«

»Hervorragend.« Veradis war immer noch sehr stolz darauf, dass ihm der Oberbefehl über diesen Feldzug anvertraut worden war, vor allem, nachdem er seine Kriegerhorde erfolgreich durch die Schlacht geführt hatte. Auch wenn er wusste, dass Calidus und Alcyon eine sehr große Rolle dabei gespielt hatten, weil es ihnen gelungen war, bei den Hunen die Magie ihrer Elementare wirkungslos zu machen. Aber während des ganzen Feldzuges hatte er an Nathair gedacht. Er war besorgt, weil sein Freund und König auf der Suche nach dem

Kessel ins Ungewisse segelte. Er war Nathairs Erstes Schwert. Er sollte an seiner Seite sein.

»Wie wollen wir ihn finden?«, fragte er. »Er wollte nach Ardan segeln, als wir uns getrennt haben, aber wer weiß, wo er jetzt ist?«

»Ich habe erfahren, wo er ist.« Calidus tippte sich an den Kopf. »Vergiss nicht, ich war viele Jahre lang oberster Spion der Vin Thalun. Nathair befindet sich in Dun Carreg in Ardan. Dorthin werden wir jetzt reiten. Nathair braucht uns, braucht seine Berater um sich. Ich werde dafür sorgen, dass Lykos uns dort abholt.«

Veradis gab ein unverbindliches Brummen von sich. Er wusste nicht genau, ob er wirklich erfahren wollte, wie Calidus das bewerkstelligen würde. Ihm gefiel die Vorstellung, diesen Wald endlich verlassen zu dürfen, aber die Erwähnung der Vin Thalun erregte immer noch seinen Argwohn. Manchmal saß Misstrauen eben sehr tief.

»Wir brechen also morgen früh auf?«

»Beim ersten Licht. Wir werden erst nach Osten ziehen und Jael nach Isiltir begleiten. Von dort aus reisen wir nach Ardan weiter.«

»Jael?« Veradis war Kastells Cousin vom ersten Moment an unsympathisch gewesen. Er war ein ganz anderer Mensch als Kastell oder Maquin. Die beiden hatte Veradis als Freunde betrachtet, und nun lagen sie tot in den Tunneln unter Haldis. Veradis wusste nicht, durch wessen Hand sie gefallen waren, und irgendwie war es ihm auch lieber so. Ein anderer Teil von ihm jedoch konnte an nichts anderes denken. *Lass es auf sich beruhen*, flüsterte eine Stimme in seinem Kopf.

»Ja, Jael«, bestätigte Calidus. »Hast du damit ein Problem?«

»Nein«, antwortete Veradis. Er wollte noch mehr sagen, verkiff es sich aber.

»Gut. Jael hat jetzt, wo Romar gefallen ist, Anspruch auf den Thron von Isiltir. Und Nathair wird ihn in seinem Anspruch unterstützen.«

»Sonderbar.« Die Worte kamen über Veradis' Lippen, bevor er es verhindern konnte. »Romar und seine Schildwachen sind in den Tunneln gefallen, und nur Jael hat überlebt.« Er hob den Kopf und starrte Calidus scharf an.

Der Berater lächelte ihn humorlos an. »Das ist Krieg. So etwas geschieht eben.«

Calidus hatte natürlich recht, in einer Schlacht fielen Männer. Veradis hatte mehr Schildbrüder im Kampf verloren, als er zählen mochte, und viele von ihnen waren Freunde gewesen. Er wusste, dass im Leben die Dinge nicht immer nach Wunsch verliefen. Aber das hier? Was in diesen Tunneln geschehen war, fühlte sich an wie Verrat. »Hast du gesehen, wie Romar starb?«, hakte Veradis nach. »Und hast du gesehen, wer ihn tötete?«

»Aber ja.« Calidus' Gesicht war so ausdruckslos wie ein Stein. »Ein Gigant hat Romar getötet. Denk lieber an die Lebenden als an die Toten, Veradis. Wir alle dienen Nathair. Was wir hier tun, dient einem guten Zweck. Es ist gut für Nathair.« Er kniff die Augen zusammen. »Ich hoffe, dass du genug Überzeugung besitzt, um deinem König vorbehaltlos zu dienen.«

»Natürlich!«, gab Veradis zurück. »Zweifle niemals an meiner Loyalität zu Nathair.«

»Gut.« Calidus lächelte schwach. »Ich werde mich jetzt schlafen legen. Wir müssen früh aufbrechen und haben eine lange Reise vor uns.«

Alcyon erhob sich und verschwand hinter Calidus in der Dunkelheit. Akar machte Anstalten, ihnen zu folgen.

»Akar«, hielt Veradis den Jehar auf. »Hast du Romar fallen sehen?«

»Hab ich.«

»Und...?«

»Calidus hat die Wahrheit gesagt«, erwiderte Akar. »Ein Gigant hat Romar getötet.«

»Oh.« Veradis war sowohl überrascht als auch erleichtert. Er war vollkommen sicher gewesen, dass Calidus beim Tod des Königs von Isiltir die Hand im Spiel gehabt hatte.

»Ein Gigant«, fuhr Akar nach einem Herzschlag fort, »und getötet hat er ihn mit einer schwarzen Streitaxt.« Dann drehte sich der Jehar um und verschwand in der Dunkelheit.

## 4. KAPITEL

### MAQUIN

»Ich lass dich jetzt los. Mach keine Dummheiten.«

Die Worte drangen wie aus weiter Ferne in Maquins Bewusstsein.

*Wo bin ich?*

Er öffnete die Augen, aber zunächst schien das keinen großen Unterschied zu machen. Es blieb pechschwarz, sein Gesicht war gegen kalten Stein gepresst, und seine Schulter schmerzte höllisch.

»Vorsichtig. Sie sind zwar schon eine Weile weg, aber in diesen Tunneln tragen Geräusche weit«, fuhr dieselbe Stimme fort.

*Tunneln?* Dann kehrte die Erinnerung zurück, wie eine Lawine aus Bildern. *Haldis, die Schlacht in den Tunneln. Romar, der mit Calidus wegen dieser Axt stritt. Der Verrat. Tod. Kastell...*

»Kas...« flüsterte er kaum vernehmlich.

»Er ist tot«, antwortete die Stimme nach langem Schweigen. »Sie sind alle tot.«

*Kastell.*

Er hatte gesehen, wie Jael ihn mit dem Schwert durchbohrt hatte, und sofort gewusst, dass die Verletzung tödlich war. Er hatte versucht, zu seinem Freund zu eilen, aber Orgull, der Hauptmann der Gadrai, hatte ihn gepackt und in die Dunkelheit gezerrt, während die Schlacht noch um sie herum tobte. Es hatte keinen Zweifel gegeben, wie sie enden würde. Romar, der König von Isiltir, war von Calidus von Tenebral verraten worden. Und von Jael.

Und Kastell war getötet worden.

Zuerst hatte Maquin sich gewehrt, versucht, sich aus Orgulls Griff zu befreien, aber der Mann war ungeheuer stark. Dann ... nichts.

»Ich kann mich nicht mehr an alles erinnern. Was ist passiert?«  
Seine Stimme krächzte.

»Du hast gekämpft wie ein Draake, um loszulaufen und dich umbringen zu lassen. Ich musste dir eins über den Schädel ziehen.«  
Orgulls Stimme drang zu ihm herab. Er spürte, wie der Hüne die Achseln zuckte, was einen sonderbaren Schmerz in seinem Rücken auslöste. »Entschuldige.«

Jetzt spürte Maquin ein Gewicht auf sich, das ihn zu Boden drückte. »Sitzt du etwa auf mir?«

»Ich musste sichergehen, dass du nicht aufspringst und losrennst, sobald du aufwachst.«

»Daran kann ich nicht mal denken.« Maquin grunzte. »Steh auf.«

Er fühlte, wie Orgulls Gewicht von seinem Rücken verschwand. Dann rollte er sich zur Seite, stemmte sich auf ein Knie und richtete sich stöhnend auf. Er griff instinktiv nach seinem Schwert.

Orgull runzelte die Stirn. »Bist du klar im Kopf?«

»Ja.« Maquins Miene verdüsterte sich. Er lockerte die Schultern und dehnte die verkrampten Muskeln. Dabei spürte er einen stärkeren Schmerz, der seine Aufmerksamkeit beanspruchte. Er erinnerte sich daran, dass er vom Streithammer eines Giganten getroffen worden war. Seine Schulter brannte höllisch. Er biss die Zähne zusammen und sah sich in der Kammer um.

Die Fackeln flackerten immer noch, und in den eisernen Schüsselfenstern brannte Öl mit blauen Flammen. Sie bildeten eine Gasse, die auf den toten Gigantenkönig zuführte. Sein Leichnam hockte nach wie vor auf dem steinernen Thron auf dem Podest. Davor häuften sich die Leichen.

Maquin und Orgull sahen sich an und gingen wortlos zurück zum Schauplatz des Kampfes. Sie achteten darauf, nicht auf die Leichen zu treten.

*Wir sind die Letzten, die von den Gadrai übrig geblieben sind,* flüsterte eine Stimme in Maquins Kopf. *Der Rest ist tot. Sie sind alle tot.* Er machte die Augen zu und sah erneut, wie Jael sein Schwert in Kastells Bauch ramnte.

Orgull kniete sich neben Vandil, ihren toten Anführer, und

schloss ihm die Augen. In seiner Brust klaffte eine riesige Wunde, wo der Gigant Alcyon ihn mit der schwarzen Axt getroffen hatte.

Maquin ging zu der Stelle, wo er Kastell hatte fallen sehen.

Der junge Mann lag mit dem Gesicht nach unten auf dem Boden, und unter seiner Taille hatte sich eine Blutlache gebildet. Maquin kniete sich neben ihn und drehte ihn auf den Rücken. Dann nahm er ihn in die Arme.

»Ach, Kas«, flüsterte er. Tränen traten ihm in die Augen, und die Trauer erstickte seine Worte. *So viele Erinnerungen.* Er dachte an den Tag von Kastells Geburt zurück. Er selbst war ein Krieger im Haus von Kastells Pa gewesen. Maquin wusste noch, wie stolz es ihn gemacht hatte, als er zu Kastells Schildwache auserkoren worden war. Er erinnerte sich daran, wie er den Jungen nach dem Angriff der Hunen aus den Flammen und den Trümmern des Anwesens geschleppt hatte, und wusste noch jedes Wort seines feierlichen Gelübdes, ihn bis zum Tod zu beschützen.

Die Tränen tropften ihm von der Nase und fielen auf Kastells Gesicht, wo sie schmierige Spuren hinterließen.

*Ich habe versagt.* Er hatte Kastell geliebt wie den Sohn, den er selbst nie gehabt hatte. Und dann hatte er zugelassen, dass er durch Jaels Hand starb. Kalte Wut breitete sich in seinem Bauch aus.

Maquin wischte Kastell ganz sanft den Schmutz aus dem Gesicht und legte ihn auf die Erde. Er suchte Kastells Schwert, legte es ihm auf den Körper und faltete die steifen Finger um den Griff. Dann kniete er sich hin, flüsterte ein Gebet, bat ihn um Verzeihung und legte ein neues Gelübde ab. *Und dieses werde ich unbeirrbar erfüllen, es sei denn, mich ereilt zuvor der Tod. Jael wird durch meine Hand sterben.* Er zog einen Dolch aus seinem Gürtel, ritzte sich mit der Klinge die Handfläche und ließ das Blut auf Kastell tropfen.

Orgull trat neben ihn und senkte den Kopf.

»Jael hat ihn ermordet«, murmelte Maquin.

Orgull nickte. Das Licht aus den Schalen schimmerte blau in seinen Augen. »Jael schien diesem Calidus außerordentlich nahezustehen. Ich hätte es vorhersehen müssen. Die beiden haben sich für vieles zu verantworten.« Er strich nachdenklich über den Kriegerzopf,

den er in sein blondes Haar geflochten hatte. »Das war mehr als nur eine Blutfehde zwischen Onkel und Neffe. Ich glaube, Jael hat es auf den Thron von Isiltir abgesehen.«

»Auf den Thron?«

»So ist es. Wie alt ist Romars Sohn, vielleicht zehn Sommer?« Orgull zuckte die Achseln. »Jael ist mit Romar blutsverwandt, wenn auch nur entfernt. Er hat Anspruch auf den Thron, sobald all jene beseitigt sind, die in der Erbfolge vor ihm stehen.«

»Wie zum Beispiel Romar«, sagte Maquin.

»Und er.« Orgull blickte nachdrücklich auf Kastell.

Maquin fuhr sich mit den Handballen über die Augen. »Dafür wird Jael bezahlen.«

Orgull musterte ihn. »Wenn ich recht habe, wäre die beste Rache, Jael den Thron von Isiltir zu versagen.«

»Ich ramme ihm lieber eine Klinge ins Herz«, erklärte Maquin.

»Und wenn du scheiterst? Wir wissen nicht, wie die Lage da oben ist, aber Jael hat ganz sicher Schildwachen um sich herum, und außerdem Calidus mit seinem Giganten und den Jehar. Sehr wahrscheinlich würdest du nicht einmal in seine Nähe kommen. Und Jael würde dann trotzdem den Thron besteigen. Das wäre dann keine besonders befriedigende Rache, oder?«

Maquin starrte Orgull böse an. Ihm war klar, dass der Mann recht hatte, aber er wollte die Wahrheit einfach nicht hören.

»Die Nachricht von Jael Verrat muss nach Isiltir gelangen«, fuhr der Leutnant der Gadrai fort. »Ich werde nicht zulassen, dass unsere Schwertbrüder umsonst gefallen sind.« Orgull bückte sich neben Romar, hob das Schwert des toten Königs auf und wickelte es in einen Umhang. »Und ich habe dich nicht gerettet, um zuzusehen, wie du dein Leben wegwirfst, sobald wir oben rauskommen.«

»Du hast nicht über mein Leben zu bestimmen«, gab Maquin zurück. »Ich werde Jael töten.«

Orgull bückte sich ein wenig, um Maquin in die Augen zu sehen. »Ich brauche deine Hilfe. Hier steht mehr auf dem Spiel als nur die Rache für einen Mann. Bitte hilf mir, die Kunde von diesem Gemetzel nach Isiltir zu bringen.« Er hielt inne und sah Maquin an, dann

schüttelte er den Kopf. »Ich schlage dir einen Pakt vor. Hilf du mir dabei, dann helfe ich dir ebenfalls. Wir werden zusammen dafür sorgen, dass Jael für seinen Verrat mit dem Leben bezahlt, oder aber wir werden bei dem Versuch gemeinsam sterben. Das schwöre ich bei unseren gefallenen Brüdern.«

Maquin holte tief Luft, während er über Orgulls Worte nachdachte. Der Vorschlag war klug. Wenn er jetzt versuchte, Jael anzugreifen, würde er wahrscheinlich bloß sterben, ohne irgendetwas zu erreichen. »Einverstanden«, flüsterte er und warf einen Blick auf Kastells Leichnam.

Sie umfassten sich an den Unterarmen, um den Pakt zu besiegeln.

»Natürlich müssen wir zuerst einmal lebend hier herauskommen«, meinte Maquin dann.

»Das stimmt. Bist du verletzt?«

»Es ging mir schon mal besser.« Sein linker Arm hing schlaff an der Seite herunter, das Gesicht war bleich und schweißgebadet. »Ich habe einen Schlag mit einem Streitkolben auf die Schulter bekommen.«

Orgull stellte sich hinter Maquin und tastete die Schulter und den Arm des Kriegers ab. »Sie ist nur ausgelenkt, nicht gebrochen. Hier, beiß da drauf.« Er reichte Maquin einen Lederriemen. Dann packte er die Schulter des Kriegers mit seiner großen Faust, legte die andere Hand zwischen Schulterblatt und Rückgrat und stieß dann einmal mit aller Kraft zu.

Es knackte laut, Maquin zischte und sackte zusammen.

»Benutz das nächste Mal statt der Schulter lieber deinen Schild, um so einen Schlag abzufangen«, riet ihm Orgull.

»Ich werde versuchen, daran zu denken.« Maquin spie den Lederriemen aus. Dann sank er auf ein Knie.

»Nimm dir, was du brauchst.« Orgull bückte sich und nahm einem gefallenen Krieger den Schild ab. »Wir müssen uns einen Weg hier heraus suchen.«

Es kostete Maquin einige Mühe, von Kastells Leichnam wegzugehen. Er sah sich suchend um. Dann trank er gierig aus seinem Wasserschlauch und füllte ihn aus den Schläuchen der Gefallenen wieder auf. Kurz danach fand er einen einfachen Holzschild mit eisen-

beschlagenem Rand und einem Schildbuckel. Er wies Spuren der Schlacht auf, aber es waren nur Kratzer. Maquin hob ihn hoch, überprüfte die Riemen und schlang ihn sich auf den Rücken. Dazu wählte er noch einen Speer mit einem breiten Blatt aus.

Orgull hielt eine Axt in Händen. Sie hatte einem der Krieger der Giganten gehört, die man einst zurückgelassen hatte, um ihren König zu bewachen. Als Maquin ihn erstaunt ansah, schlug Orgull mit der Axt auf den Steinboden. Funken flogen auf, als die Klinge ein Stück aus dem Fels hackte. Rost rieselte von dem Blatt. Orgull fuhr mit dem Daumen über die Schneide und nickte zufrieden.

»Hast du vor, dir den Weg nach draußen frei zu hacken?«, wollte Maquin wissen.

»Wenn es sein muss, ja. Scharf genug ist sie dafür jedenfalls.« Orgull lächelte freudlos. »Allerdings habe ich nicht vor, den Vorderausgang zu benutzen. Ich kann mir nicht vorstellen, dass Calidus ihn unbewacht und offen gelassen hat. Wenn ich anfangs, mit der Axt dagegen zu hämmern, wecke ich damit alle zwischen hier und dem Wald.«

»Richtig«, räumte Maquin ein.

»Siehst du diese Flammen?«

Maquin warf einen Blick auf die blauen Lichter. Einige flackerten und knisterten, als ein Windstoß hindurchfuhr.

»Suchen wir die Stelle, wo die Luft herkommt, und hoffen wir, dass es nicht nur eine Ritze in der Wand ist.«

Sie hörten ein ersticktes Stöhnen, das unter einer der zahlreichen Leichen hervorkam. Als Maquin den Körper eines Jehar-Kriegers beiseitezog, sahen sie zuerst zuckende Finger und dann einen Arm, der sich bewegte.

Er gehörte Tahir, einem ihrer Schwertbrüder von den Gadrai, einem jungen Mann, nicht viel älter als Kastell. *Sie waren Freunde.*

Sie befreiten ihn, untersuchten ihn auf Verletzungen, fanden jedoch nur eine große eiförmige Beule an seiner Schläfe. Der unteretzte Krieger hob einen seiner langen Arme und berührte die Schwellung mit den Fingern. Er zuckte zusammen.

»Was ist passiert?« Seine Augen schienen Schwierigkeiten zu haben, sich scharf zu stellen.

Orgull berichtete ihm von Jaels Verrat.

»Vandil?« Tahir erhob sich unsicher und blickte auf die Leichen um ihn herum.

»Tot. Abgeschlachtet von Calidus' dressierten Giganten«, antwortete Orgull.

Tahir stieß einen Pfiff aus, schüttelte den Kopf und sah im selben Moment so aus, als würde er es bereuen. »Und was jetzt?«

»Wir suchen uns einen Weg aus diesem Rattenloch. Dann sehen wir weiter.«

Maquin improvisierte Fackeln aus den Schäften von Äxten und Speeren, umwickelte ihre Spitzen mit Tuchstreifen aus Umhängen und tauchte sie in die mit Öl gefüllten Schalen, die den Gang der toten Krieger säumten. Sofort flackerten sie in demselben blauen Licht.

Zusammen marschierten sie zum Rand der Kammer und suchten die Wände nach einem Durchgang ab. Es dauerte nicht lange, bis sie eine Öffnung fanden. Sie war von dichten Spinnweben verdeckt, die sich im Wind sacht hin- und herbewegten. Maquin hielt seine Fackel an das Netz. Blaue Funken knisterten und fraßen sich in einem immer größer werdenden Kreis hindurch, bis von dem Netz nichts mehr übrig war. Orgull warf den beiden einen Blick zu und trat dann in die Dunkelheit. Tahir folgte ihm.

Maquin zögerte und blickte in die Felsenkammer zurück. »Gehab dich wohl, Kastell.« Nach einem kurzen Moment biss er die Zähne zusammen und trat ebenfalls in den Gang.

Sie gingen schweigend voran, wobei das bläuliche Licht ihrer improvisierten Fackeln von den Wänden und der hohen Decke des Tunnels reflektiert wurde. Andere Gänge zweigten ab, und Maquin warf misstrauische Blicke in die undurchdringlichen Schatten. Immerhin befanden sie sich hier im Fornswald oder, besser gesagt, darunter, und der Forn war das finstere Herz der Verfemten Lande. Seine Bewohner waren im Allgemeinen recht unfreundlich. Und so wild wie Raubtiere.

Seine Gedanken kehrten wieder zu jenen zurück, die sie in der

Kammer gelassen hatten, zu Vandil, zu seinen Schwertbrüdern der Gadrai, zu Romar und vor allem zu Kastell. Immer wieder sah er, wie Jael vor Kastell trat und ihn mit dem Schwert durchbohrte. Er hätte dichter bei ihm bleiben müssen. Tränen verschleierten ihm den Blick, und er wischte sich mit geballten Fäusten die Augen.

Dann erregte ein Geräusch seine Aufmerksamkeit. Es war ein Kratzen, das aus der Dunkelheit eines Seitengangs kam. Er starrte in die Finsternis und glaubte, unmittelbar außerhalb des Lichtkreises seiner Fackel eine Bewegung zu erkennen. Es war etwas Großes, das das Licht schwach reflektierte. Maquin zischte eine Warnung und zog sein Schwert.

»Was ist los?«, erkundigte sich Tahir, als Orgull zu ihnen trat.

»Irgendetwas ist da unten«, murmelte Maquin.

»Was ist es?«

»Ich weiß es nicht. Irgendetwas eben.«

Maquin ging in den Seitentunnel und hielt seine Fackel hoch. Die Dunkelheit wich vor dem Licht zurück, aber sie enthüllte nur blanken Fels.

»Jetzt ist jedenfalls nichts mehr da«, stellte Tahir fest.

»Kommt weiter«, befahl Orgull. »Tahir, du bildest die Nachhut.«

»Jawohl, Häuptling.«

Sie gingen weiter, etwas schneller als zuvor, und der Gang stieg steil an. *Ein gutes Zeichen*, dachte Maquin, dem der Schweiß den Rücken hinunterlief. *Rauf ist erheblich besser als runter*. Der Tunnel wurde außerdem schmaler, und die Decke senkte sich allmählich. *Das ist allerdings kein gutes Zeichen. Wird der Gang einfach aufhören? Und was machen wir dann?* Kurz danach blieb Orgull stehen. Er griff an die Decke des Gangs und fuhr mit den Fingern über eine Baumwurzel, die knotig und verdreht aus dem Felsen herausragte.

»Wir müssen dicht unter der Oberfläche sein«, meinte Maquin.

»Mittlerweile sind wir mehr als eine Wegstunde gegangen, schätze ich«, bemerkte Tahir.

»Allerdings. Ich vermute, dass wir Haldis hinter uns gelassen haben, aber viel weiter dürften wir noch nicht gekommen sein«, erklärte Maquin.

»Ist da hinten alles in Ordnung, Tahir?«, wollte Orgull wissen.

»Hier ist jedenfalls nichts zu sehen«, antwortete der Krieger.

»Gut. Weiter«, befahl der Anführer und ging los.

Kurz darauf blieb Orgull erneut stehen. Unmittelbar vor ihm führte ein Dutzend breiter Stufen steil zur Decke hinauf. Sie endeten an einem runden, flachen Felsbrocken. Orgull ging hinauf und tippte mit der Axt an den Stein. Dann stieg er noch ein Stück höher, stemmte seine Schultern gegen den Fels und versuchte, ihn anzuheben. Mit einem lauten Knirschen bewegte sich der Felsbrocken ein kleines Stück, und Erde fiel durch den Spalt hinab.

»Ich brauche Hilfe«, knurrte Orgull.

Die Stufen waren breit genug, dass sich zwei Männer nebeneinanderstellen konnten. Maquin stieg zu Orgull hinauf und unterstützte ihn. Zusammen gelang es ihnen, den Stein zu verschieben. Erde fiel Maquin ins Gesicht, dann wehte ein frischer Luftzug herein, und er sah einen Schimmer Mondlicht leuchten.

»Weiter«, keuchte Orgull angestrengt. »Wir haben es fast geschafft.«

In dem Moment schrie Tahir auf. Maquin und Orgull ließen den Stein wieder zurückfallen und drehten sich um.

Etwas hatte den jungen Mann gepackt. Eine vielbeinige Kreatur mit einem Hornpanzer, voller Dornen, Augen und Reißzähnen. Sie war so groß wie ein ausgewachsener Keiler, aber erheblich länger. Ihr vielgliedriger Körper verschwand in der Dunkelheit. Tahir schrie, während er vergeblich mit seinem Speer auf die Kreatur einhämmerte.

Maquin sprang hinunter und stieß mit seiner Waffe zu. Die Spitze glitt von dem harten, glänzenden Panzer der Bestie ab. Dann stieß er mit der Fackel nach ihr, aber eins ihrer harten Beine schlug sie ihm aus der Hand, und das blaue Licht erlosch zischend. Erneut griff er mit seinem Speer an. Die Klinge kratzte über den harten Panzer der Kreatur, bis sie in einen Spalt zwischen den Segmenten eindrang. Das Geschöpf stieß einen schrillen Schrei aus, ließ Tahir fallen und bäumte sich auf. Es fletschte seine Reißzähne, und die Vorderbeine schlugen durch die Luft. Es war so groß, dass es fast den ganzen

Gang ausfüllte. Maquin packte Tahir am Handgelenk und zog ihn zurück. Die Kreatur folgte ihnen, während eine grüne gallertartige Substanz aus der Wunde in ihrer Seite sickerte. Sie grub einen Reißzahn in Tahirs Bein unmittelbar unter dem Knie. Tahir kreischte und schlug um sich.

Dann war Orgull bei ihnen. Er schrie Maquin zu, zur Seite zu treten, und befahl Tahir, sich zu ducken. Er schwang seine neue Streitaxt und ließ sie mit aller Kraft auf den Schädel der Kreatur niedersausen. Sie hörten ein ekelerregendes Knacken, dann begannen die Beine des Wesens unkoordiniert zu zucken, und seine Beißzangen klackten. Schließlich sank es mit einem Geräusch, das wie ein Seufzer klang, zu Boden, zuckte noch einmal krampfartig und bewegte sich dann nicht mehr.

»Nehmt es weg!«, zischte Tahir. Einer der Zähne der Kreatur steckte immer noch in seinem Bein. Maquin hob den Schädel an und zog den Reißzahn heraus. Tahir keuchte vor Schmerz, und das Blut strömte über sein Bein.

Orgull riss Tahirs Hose bis zum Knie auf, goss Wasser über die Wunde und band das Bein knapp über der Verletzung mit einem Streifen des zerrissenen Stoffs ab.

»Wie sieht es aus?« In Tahirs Stimme klang ein Anflug von Panik mit.

»So gut, wie es hier unten nur aussehen kann«, brummte Orgull. »Obwohl ich die Wunde lieber mit etwas Stärkerem als Wasser gereinigt hätte. Kannst du stehen?«

»Ich kann stehen, und ich kann auch diesen verfluchten Platz verlassen«, zischte Tahir und stützte sich auf seinen Speer.

Orgull packte den Schaft seiner Axt und riss die Klinge mit einem Ruck aus dem Schädel der Bestie. Dann warf er eine Fackel in den Tunnel. Sie flackerte, brannte aber weiter. »Maquin, du solltest diesen verdammten Stein da oben wegschieben. Wer weiß, mit welchen Schrecken wir diesen Tunnel sonst noch teilen.«

Maquin lief die Stufen hinauf und stemmte die Schulter gegen den Stein. Nichts passierte. Er versuchte es erneut und stöhnte vor Anstrengung.

»Was hält dich so lange auf?«, rief Orgull.

»Er ist verdammt schwer«, keuchte Maquin. »Du könntest mir etwas zur Hand gehen, Häuptling.«

»Ich kann nicht an zwei Orten gleichzeitig sein«, erwiderte Orgull. »Du solltest dich lieber beeilen. Das Licht wird schwächer.«

Während er das sagte, flackerte die Fackel, die er in den Tunnel geworfen hatte, noch einmal und erlosch dann. Dunkelheit breitete sich aus. Sie wurde nur noch von der letzten Fackel zurückgedrängt, die Tahir fest umklammert hielt.

Maquin verstärkte seine Bemühungen. Die Angst, im Dunkeln gefangen zu sitzen, verlieh ihm zusätzliche Kräfte. Der Stein bewegte sich endlich und rutschte knirschend über Kies und Erde. Maquin grub den Schaft seines Speers in die Lücke und benutzte ihn als Hebel. Die Adern auf seiner Stirn traten vor Anstrengung hervor, aber endlich glitt der Stein zur Seite. Blasses Mondlicht leuchtete ihm ins Gesicht.

Er stemmte sich aus dem Loch und genoss die frische Luft auf seinem Gesicht und das Gras unter seinen Fingerspitzen. Dann umklammerte er eine Baumwurzel und zog sich ins Freie. Er hörte das Seufzen des Windes in den Zweigen, schwache Stimmen, Gesänge, und sah die Lichter vieler Lagerfeuer in der Ferne.

*Wir sind also wieder im Forn. Das müssen die Überlebenden der Schlacht sein.* Einen Moment stellte er sich vor, wie Jael neben einem Lagerfeuer saß, aß, trank und feierte. Ohne es zu merken, stand er auf, ging einen Schritt weiter und griff nach seinem Schwert.

»Ich könnte hier unten Hilfe gebrauchen«, drang Orgulls gedämpfte Stimme an sein Ohr. Er blieb stehen, als er sich an ihren Pakt in der Bestattungskammer erinnerte. *Schon bald, Jael*, hatte Orgull gesagt.

Der Mond verschwand hinter Wolkenfetzen und ließ nichts als Dunkelheit zurück.

Maquin half den anderen aus dem Tunnel. So leise wie Wölfe auf der Jagd glitten die drei Krieger zwischen die Bäume. Sie waren die letzten Überlebenden der Gadrai. Maquin sah noch einmal zurück und folgte dann seinen Schwertbrüdern in den Wald.

## 5. KAPITEL

### CORBAN

Corban umklammerte die Reling des Schiffs, während er in die Ferne starrte. Dun Carreg war schon lange hinter ihnen verschwunden, und so weit sein Blick reichte, erstreckte sich das graue, von Schaum bedeckte Meer.

Es war bereits spät am Tag, die Sonne hatte den Zenit schon lange überschritten, und Corban knurrte der Magen. Er hatte seit dem letzten Abend nichts gegessen, ebenso wenig wie alle anderen auf diesem Schiff. Niemand hatte bei ihrer verzweifelten Flucht lange über Essen nachgedacht.

*Dun Carreg*, dachte er. Er wünschte sich, er könnte die Stadtfestung noch sehen, Ardan sehen, sein Heim. *Es gibt kein Heim mehr*. Alles hatte sich so schnell verändert. Thannon und Cywen waren immer noch in Dun Carreg. Sein Pa und seine Schwester, beide tot. Über beiden hätte er ein Steingrab errichten müssen. Es war nicht richtig, so wie es war. Tränen stiegen ihm in die Augen.

Seine Mam schlief auf einem Stapel Fischernetze. Sie sah älter aus jetzt, die Falten in ihrem Gesicht waren ausgeprägter als früher, und die Augen lagen tief in den dunklen Höhlen. Ghar saß neben ihr, das Kinn war ihm auf die Brust gesunken. Er schlief ebenfalls. Die meisten aus der kleinen Gruppe der Flüchtlinge befanden sich in einem ganz ähnlichen Zustand. Es war eine lange, harte Nacht gewesen.

Corban hörte Schritte, und sein Blick glitt zu Halion, seinem Waffenmeister vom Eschengrund, der über das Fischerboot auf ihn zukam. Der Krieger nickte grimmig, als er Mordwyr erreichte, den Pa von Dath, der an der Ruderpinne des Bootes stand.

»Wir müssen bald Land sichten. Damit wir Nahrung und Wasser aufnehmen können.«

Mordwyr grunzte zustimmend. Seine Augen waren gerötet, und sein Gesicht war von Gram erfüllt. Er hatte seine Tochter Bethan unter den Toten in Dun Carreg zurückgelassen.

*Ich bin nicht der Einzige, der letzte Nacht seine Familie verloren hat,* dachte Corban.

Mordwyr deutete nach Norden, wo Corban eine dunkle Linie am Horizont erkannte. Land.

»Wir müssen es riskieren.« Halion klopfte Mordwyr aufmunternd auf die Schultern und ging dann wieder über das Boot zurück zu der Stelle, wo Edana mit gesenktem Kopf saß.

Die Prinzessin von Ardan, die Thronerbin, hatte nichts mehr gesagt, seit sie an Bord des Fischerbootes gegangen waren. Seit dem Schrei, den sie ausgestoßen hatte, als sie den gewaltsamen Tod ihres Vaters mit ansehen musste.

*Sie hat jetzt nach ihrer Mutter auch noch ihren Vater verloren. Ich habe wenigstens noch meine Mam, jemanden, mit dem ich meine Trauer teilen kann.*

Sturm schob ihre Schnauze in seine Hand. Corban zupfte an einem ihrer Ohren und verzog das Gesicht, als die Bewegung die Schmerzen in seiner Schulter neu aufflammen ließ. Brina hatte den Schwertstich versorgt, den er während des Kampfes in der Festhalle abbekommen hatte. Den hatte er Helfach zu verdanken. Das Blut des Mannes klebte immer noch auf den hervorstehenden Reißzähnen der Woelven. Brina hatte Corban versichert, dass die Schulterwunde nicht tief war und sich auch nicht infiziert hatte, aber sie tat trotzdem weh.

Er sah sich suchend nach der Heilerin um. Sie bemerkte seinen Blick und winkte ihn zu sich. Crafi, die rüdigte Krähe der Heilerin, hockte auf der Reling des Bootes über Brinas Kopf.

»Cor-Ban«, krächzte sie, als er sich vor Brina hinhockte.

»Worum ging es da gerade?«, wollte sie wissen. »Zwischen Halion und Mordwyr?«

»Wir müssen an Land gehen. Um Nahrung und Wasser aufzunehmen.«

»Ah. Raus aus dem Kochtopf und rein in die Flammen«, murmelte Brina.

»Was meinst du damit?«

Sie warf einen Blick über die Bugreling auf den dunklen Strich Land, der allmählich größer wurde. »Das da ist nicht Ardan. Was nicht heißen soll, dass Ardan im Augenblick ein besonders sicherer Ort wäre. Aber trotzdem, das da ist Cambren. Dort regiert Rhin.«

Corban runzelte die Stirn. Er erinnerte sich an die Entführung von Königin Alona im Finsterforst. Die Königin, Edanas Mutter, und so viele andere waren dabei gestorben. Und alles nur wegen Rhin. »Welche Alternative haben wir denn?«

»Keine, nehme ich an.« Brina seufzte und wischte sich einen Regentropfen von ihrer spitzen Nase.

»Nass«, keckerte Craf.

»Wieso stört dich das?«, fuhr Brina missmutig den nassen Vogel an. »Du bist eine Krähe.«

»Kalt«, krächzte der Vogel. »Feuer.«

»Ich habe dich zu sehr verwöhnt«, stellte Brina fest.

Es regnete jetzt stärker, und ein heftiger Wind peitschte die Tropfen in Corbans Gesicht. Der schwarze Flecken Land in der Ferne war näher gekommen, lag aber noch halb hinter einem Schleier aus Regen verborgen. Das Meer war von einem undurchdringlichen eisernen Grau, während die von weißen Schaumkronen bedeckten Wellen um das Boot herum immer höher wogten. Der Wind fegte die Gischt über das Wasser. Corban hielt sich an der Reling fest, als das Fischerboot über einen großen Wellenkamm glitt und dann auf der anderen Seite in die Tiefe rauschte. Das Segel des Bootes war prall gespannt, und die dicken Taue knarrten. Panik regte sich in Corbans Bauch, aber dann sah er, wie Dath zwischen den Tauen und dem Segel hin- und herkletterte. Sein Freund warf ihm ein schwaches Lächeln zu.

*Er sieht jedenfalls nicht besorgt aus, sagte sich Corban, was ihn ein wenig beruhigte.*

Die Sonne ging bereits unter und war nur noch ein unbestimmtes Glühen hinter dicken Wolken, als sie endlich die Küste erreichten. Mordwyr steuerte das kleine Schiff in eine schmale Bucht, deren verlassener Strand von steilen Klippen geschützt wurde. Craf schwang sich mit einem lauten Kreischen in die Luft. Alle verließen das Schiff, auch wenn Corban Sturm erst nachdrücklich dazu ermuntern musste. Dann wurde das Fischerboot auf den Strand gezogen.

Marrock, Camlin und Dath brachen auf, um das Gelände zu erkunden. Sie wollten auch versuchen, etwas Essbares zu erbeuten.

Brina und Heb, König Brenins alter Sagenmeister, führten Edana über den schmalen Strand. Sie machten es sich mit ihr in einer geschützten Senke bequem, die unter einem dichten Gehölz von Eschen und Eiben lag. In der Mitte floss ein eisiger Bach.

Sturm trank durstig von dem kalten Wasser und lief dann in die Dunkelheit davon.

Halion stellte zwei Wachen auf. Der Rest ihrer kleinen Gruppe machte sich daran, Holz zu hacken, Schlingpflanzen und Steine für ihre Schlafplätze wegzuräumen und eine kleine Feuergrube auszuheben. Schon bald leckten die Flammen gierig an dem Holz. Die vom Regen durchweichte Gruppe scharte sich um das Feuer, um ein bisschen Wärme abzubekommen. Selbst die Krähe gesellte sich zu ihnen.

Es war schon dunkel, als Marrock und die anderen zurückkehrten. Dath trug zwei Hasen über seiner Schulter. Im Nu waren die Tiere gehäutet, ausgenommen und entbeint. Sie wurden in kleine Stücke geschnitten und in einen Topf mit kochendem Wasser gegeben.

Craf krächzte angewidert, während er die Eingeweide der Hasen fraß.

*Dieser Vogel ist einfach abscheulich.*

Allerdings konnte auch Crafs Anblick Corban nicht vom Essen abhalten. Der Eintopf schmeckte wie ein Festmahl, obwohl sein Verstand ihm sagte, dass er eine wässrige Brühe und das Fleisch sehnig war.

Zwei Männer wurden losgeschickt, um die Wache abzulösen. Vonn war einer von ihnen. Dath sah ihm finster nach, als er in der Dunkelheit verschwand.

»Sein Vater hat uns alle verraten. Können wir uns wirklich darauf verlassen, dass er uns bewacht?«, sagte er leise zu Corban.

»So ein Gerede will ich nicht hören.« Halion hatte Daths Worte vernommen. »Er hat gelitten, er hat Verwandte verloren, genauso wie wir anderen.«

»Sie war meine Schwester«, brummte Dath.

»Und sie war meine Tochter«, mischte sich Mordwyr ein. »Er hat sie geliebt. Lass ihn in Ruhe.«

Dath presste die Lippen fest zusammen, schwieg aber.

Die kleine Gruppe scharte sich um das Feuer, als die Nacht sich schließlich herabsenkte. Die Bäume schützten sie vor dem schlimmsten Regen, und die Trauer umgab sie wie ein schwerer Nebel. Corban saß stumm da und lauschte. Er war erschöpft und wie betäubt. Die Gesichter seines Pas und seiner Schwester tauchten jedes Mal vor seinem inneren Auge auf, wenn er die Lider senkte.

»Also, Halion, erzähl uns von deinem Plan, Edana nach Domhain zu bringen«, brach Marrock schließlich das Schweigen. Alle anderen Gespräche verstummten, weil jeder auf Halions Antwort wartete. »Die Reise nach Domhain ist lang und gefährlich«, fuhr Marrock fort. »Wir könnten von hier aus immer noch nach Dun Crin und in die Marschlande im Süden von Ardan segeln.«

»Das könnten wir.« Halion warf einen Blick auf Edana. Sie starrte ins Feuer und zeigte keinerlei Interesse an ihrer Unterhaltung.

*Edana sollte uns anführen, aber das kann sie nicht. Marrock ist ihr Verwandter, also hat er das Recht, diese Frage zu stellen. Aber Halion ist ihr Hüter. Brenins hat ihn mit seinen letzten Worten aufgetragen, sie zu beschützen. Das haben die meisten von uns gehört.*

»Eremon herrscht in Domhain. Er ist mit Edana entfernt verwandt. Ich kenne ihn. Er wird sie weder abweisen noch betrügen.«

»Aber dich hat er abgewiesen, obwohl du sein Sohn bist«, gab Marrock zurück.

Halion betrachtete Marrock lange und stumm.

»Erzähl uns von deinem Vater«, ergriff schließlich Heb das Wort. »Wird er uns gegen Owain helfen?«

Halion verzog das Gesicht. »Mein Vater ist alt, hat sein siebzigs-

tes Lebensjahr bereits überschritten. Als ich ihn das letzte Mal sah, war er aber noch bei scharfem Verstand. Begreift doch: Ich bin sein unehelicher Sohn, nicht sein Thronerbe. Aber er hat mich immer angemessen behandelt.«

»Warum hast du dann Domhain verlassen?«, wollte Marrock wissen.

Halion sah die um das Feuer Versammelten an und holte tief Luft. »Conall, mein Bruder, hat ... hatte ...« Er machte eine kleine Pause. »Er war jähzornig und sehr stolz. Dadurch ist er mehr als einmal in Schwierigkeiten geraten. Als Kinder ging es uns gut. Mein Vater hat sich um meine Mutter gekümmert. Sie war seine Geliebte, eine von vielen. Aber dann nahm er in fortgeschrittenem Alter eine andere Frau zur Gemahlin, weil er immer noch keinen Thronfolger hatte. Roisin. Sie war jung und schön und behandelte uns und meine Mutter freundlich, wenn wir sie sahen. Was nur selten vorkam. Aber dann wurde sie schwanger und gebar einen Jungen – Lorcan. Das veränderte alles. Von da an war sie eifersüchtig und hatte Angst, dass Conall und ich vielleicht nach dem Thron von Domhain schielten. Und nicht nur wir – wir waren nicht die einzigen Bastarde von Eremon. Es gab immer mehr unerklärliche Unfälle, viele Menschen starben. Meine Mutter war eine von ihnen.« Er warf einen Zweig ins Feuer. »Natürlich nahm Conall das nicht sonderlich gut auf. Er glaubte, unsere Mam wäre ermordet worden. Er stellte Roisin zur Rede und sagte Dinge, die er nicht hätte sagen sollen. Kurz danach kam mein Pa und sagte, er hätte eine Zuflucht für uns gefunden, bei König Brenin von Ardan.« Halion zuckte mit den Achseln. »Also sind wir gegangen.«

»Wie kannst du uns an einen Ort bringen, wo dein Leben in Gefahr ist? Deine Feinde werden doch ganz sicher auch Edanas Feinde sein«, sagte Marrock.

»Es gibt jetzt keinen sicheren Ort mehr«, erwiderte Halion. »Aber mein Vater wird Edana Zuflucht gewähren, dessen bin ich mir sicher. Er hat Brenin sehr geschätzt. Vielleicht wird er uns auch andere Hilfe leisten. Ich kann nicht versprechen, dass er Männer für uns abstellt, aber zumindest ist Domhain ein sichererer Ort als die meisten anderen und weit von Owains Zugriff entfernt.«

Marrock runzelte die Stirn, während er über Halions Worte nachdachte. »Das klingt vernünftig. Aber ich würde lieber etwas tun, kämpfen und nicht davonlaufen. Ich weiß, dass wir alle Verwandte in Dun Carreg verloren haben, aber wir haben auch Menschen dort zurückgelassen, die noch am Leben sind. Krieger, die sich uns anschließen würden, und andere, die sich nicht wehren können. Wie meine Fionn ...« Er senkte den Blick und starrte in die Flammen.

*Fionn, seine Ehefrau, dachte Corban. Das muss unglaublich schwer für ihn sein.*

»Aber das sind meine eigenen Sorgen.« Marrock hob den Kopf. »Meine Pflicht ist es, Edana zu beschützen, aber trotzdem ... wegzulaufen und zuzulassen, dass Owain alle tötet, die sich in Edanas Namen gegen ihn stellen ... Den Gedanken kann ich kaum ertragen. Und die Vorstellung, dass Owain in Brenins Großer Halle sitzt ...« Er verzog verächtlich die Lippen, und die anderen am Feuer murmelten zustimmend.

Corban sah zwischen Halion und Marrock hin und her. Beide hatten Argumente vorgebracht, die auf ihre Art vernünftig waren. Er selbst tendierte zu Halions Vorschlag. Er wusste aus eigener harter Erfahrung auf dem Eschengrund, dass Halion strategisch dachte und geduldig war. *Er glaubt, dass wir eine größere Chance auf Erfolg haben, wenn wir uns jetzt zurückziehen und vorerst auf einen Kampf verzichten.* Marrock sprach ihm jedoch tief aus dem Herzen. Denn auch er wollte nicht weglaufen.

»Mich macht das ebenfalls wütend.« Endlich hatte Edana ihre Stimme wiedergefunden. Sie starrte allerdings immer noch in die Flammen. Auf ihren Wangen waren noch die Narben zu sehen, wo sie sich in ihrer Verzweiflung über Alonas Tod das Gesicht zerkratzt hatte. Sie ließen sie wild, beinahe unmenschlich aussehen. »Und ich werde mir zurückholen, was mir gehört. Aber für unsere gegenwärtige Lage ist Halions Plan gut. Ich brauche Zeit.« Sie sah Halion an und nickte kurz. Alle verfielen in Schweigen.

Zweige knackten, und man hörte ein Scharren in der Dunkelheit jenseits des Feuerscheins. Dann tauchte eine große Gestalt auf. Es war Sturm. Und sie hatte ein Reh zwischen den Fängen.

Sie schleifte ihre Beute durch die Gruppe und ließ sie Corban vor die Füße fallen. Sie schob das Reh zu ihm hin und wartete.

»Wie es scheint, betrachtet sie dich als Rudelführer«, meinte Halion.

»Es sieht so aus.« Corban legte eine Hand auf das Tier und akzeptierte damit Sturms Gabe. Dann zog er sein Messer und machte sich daran, den Kadaver zu häuten.

Nicht lange danach leckte sich Corban das heiße Fett von den Fingern und wischte sich das Kinn. Sturm hatte sich vor seinen Füßen zusammengerollt und zerbiss einen Schenkelknochen, um das Mark herauszusaugen.

Gwenith beugte sich vor und drückte Corbans Hand. »Wir müssen reden«, sagte sie leise. Ohne ihn anzusehen, stand sie auf und ging ein Stück vom Feuer weg. Ghar stand mit Corban auf und folgte ihr.

Als Corban seine Mam erreichte, nahm sie seine Hand und führte ihn in die Dunkelheit. Sie setzte sich neben eine Esche und klopfte vor sich auf das Gras.

Zögernd setzte er sich zu ihr. Er war beunruhigt. Es war hier nicht so dunkel, wie es vom Lagerfeuer aus gewirkt hatte. Das Mondlicht ließ das Haar seiner Mam silbern schimmern und warf Schatten auf ihr Gesicht. Trotzdem konnte er erkennen, dass sie beunruhigt war, denn sie kaute nervös auf ihrer Unterlippe. Ghar setzte sich neben sie und beobachtete Corban mit einer Intensität, die ihn verstörte.

»Es gibt viel, was ich dir erzählen muss, Ban.« Die Stimme seiner Mam zitterte. »Fast zu viel. Und jetzt, da wir hier sind, weiß ich kaum, wo ich anfangen soll ...« Sie verstummte.

»Was es auch immer ist, kann das nicht warten?«, gab Corban zurück. »Wir alle sind noch völlig benommen von Trauer und Erschöpfung.«

»Ich weiß«, räumte seine Mam ein. »Aber ...«

»Es kann nicht warten!«, mischte sich Ghar ein. »Mit jedem Tag dieser Reise entfernen wir uns weiter von unserem wirklichen Ziel.«

»Ich verstehe dich nicht.«

»Zunächst einmal«, fuhr seine Mutter fort, »darfst du eines nicht

vergessen. Ich liebe dich. Wir lieben dich. Und was auch immer wir getan haben und tun werden: Wir haben nur versucht, das Richtige zu tun, das musst du wissen. Um dich zu beschützen und Elyon zu dienen.«

»Elyon?«

Seine Mam nickte.

Elyon, der Allvater, war für Corban immer nur ein Name gewesen, jemand oder etwas, von dem er zwar manches wusste, der oder das aber nie wirklich etwas mit seinem Leben zu tun gehabt hatte. Er erinnerte sich daran, dass Brina ihm vom Allvater erzählt hatte, kannte die Geschichte, wie er der Menschheit die Herrschaft über die ganze Schöpfung gewährt hatte. Und dass sich Elyon nach dem *Krieg der Kostbarkeiten* und der Geißelung von der Menschheit abgewandt und damit seine ganze Schöpfung aufgegeben hatte. Er erinnerte sich auch, was sie über Asroth gesagt hatte, den Dunklen Engel der Anderwelt. Wie er sich danach sehnte, Fleisch zu werden, um alles vernichten zu können, was Elyon geschaffen hatte.

Er erschauerte. »Aber Elyon hat uns verlassen. Warum sollten wir ihm dienen?«

»Warum?« Ghar wirkte beinahe schockiert über diese Frage. »Weil er unser Schöpfer ist. Weil er zurückkehren wird. Weil es richtig ist.«

Corban zuckte mit den Schultern. »Und warum sitzen wir jetzt hier im Dunkeln und reden darüber? Was hat das alles mit mir zu tun?«

Seine Mam holte tief Luft. »Du weißt, dass sonderbare Dinge passieren. Merkwürdige Dinge – dass zum Beispiel der Tag zur Nacht wurde, am Mittwintertag, dass Weißwyrmer durch die Schatten kriechen.«

»Das weiß ich.« Corban konnte sich noch sehr gut an den Wyrmer erinnern, der sie in den Gängen unter Dun Carreg angegriffen hatte.

»Das alles sind Zeichen, dass uns etwas Großes bevorsteht. Der Götterkrieg.«

Corbans Haut kribbelte, und die Härchen auf seinen Armen richteten sich auf. *Der Götterkrieg*. Er hatte Gerüchte gehört, Gerede,

meistens von Edana, nachdem sie König Brenin nach seiner Rückkehr vom Konzil in Tenebral belauscht hatte. Schon damals hatte er sich sonderbar dabei gefühlt, aber jetzt, im Dunkeln und etliche Wegstunden von zu Hause weg...

»Du bist etwas Besonderes, Corban«, fuhr seine Mutter fort. »Und ich meine das nicht so wie die anderen Mütter, wenn sie über ihre Kinder reden. Du bist anders. Du bist auserwählt.«

Sie machte eine Pause und sah ihm forschend ins Gesicht, als würde sie nach etwas suchen. Er war einfach nur verwirrt.

»Auserwählt? Mam, was soll das alles? Auserwählt von wem? Wozu?«

»Von Elyon. Du wirst in diesem Götterkrieg eine Rolle spielen. Und deswegen bist du auch gejagt worden, seit dem Tag deiner Geburt.«

»Gejagt? Von wem?«

Gwenith sah sich um, als wolle sie sich vergewissern, dass niemand sie belauschte. »Von Asroth«, flüsterte sie.

»Auserwählt? Gejagt?« Das Lächeln erlosch auf Corbans Lippen, als er die Miene seiner Mutter sah. *Sie glaubt das wirklich. Trauer und Er schöpfung müssen sie vollkommen verwirrt haben*, dachte er.

Seine Mam schüttelte den Kopf. »Eigentlich sollte Thannon es dir erklären. Ich weiß einfach nicht, wie ich das anstellen soll«, murmelte sie. Ihr Blick zuckte zu Ghar. Eine Träne rollte ihr über die Wange.

Der Krieger runzelte die Stirn und zog die Brauen zusammen. »Deine Mutter sagt die Wahrheit, Ban. Aber dir muss im Moment nur klar sein, dass du ein Teil von alldem bist. Ein Teil des Götterkrieges. Was in Dun Carreg geschehen ist, war bloß der Anfang. Die Verfemten Lande versinken im Chaos.«

Zahlreiche Fragen schossen Corban durch den Kopf. Aber eine überlagerte sie alle. »Woher weißt du das?«

Ghar machte eine abwinkende Handbewegung. »Es gibt vieles, was wir dir erzählen müssen, aber nicht hier und jetzt. Ich werde dir deine Fragen beantworten, wenn wir unterwegs sind. Soweit es mir möglich ist.«

»Unterwegs? Du meinst nach Domhain?«

»Nein, Ban. Wir müssen nach Drassil reisen.«

»Was? Drassil?« *Die sagenumwobene Stadt im Herzen des Fornswaldes?* Corban schüttelte den Kopf. Er verstand das alles einfach nicht. Dann fiel ihm wieder ein, wie er seine Mam und Ghar zu Hause in Dun Carreg belauscht hatte, als sie sich über die Ankunft von Nathair und seinem Leibwächter Sumur unterhalten hatten.

Schon damals hatten sie davon gesprochen wegzugehen. Und sie hatten auch Drassil erwähnt. Aber es hatte sich anders angefühlt. Alles hatte sich anders angefühlt. Damals waren Cywen und sein Pa auch noch am Leben gewesen.

»Ja, die alte Festung der Giganten. Es ist wichtig, dass wir nach Drassil gehen.« Ein sonderbarer Ausdruck huschte über Ghars Gesicht. *War das Sehnsucht?* »Dort wirst du in Sicherheit sein.«

»Aber... was ist mit den anderen?« Corban warf einen Blick über die Schulter zum Lagerfeuer, sah die dunklen Gestalten, die sich darum geschart hatten.

»Wir müssen sie verlassen.«

Corban fuhr zurück, als hätte er eine Ohrfeige bekommen. *Sie verlassen?* Der Gedanke war einfach lächerlich, unvorstellbar. Diese Gruppe war alles, was von Dun Carreg, was von seinem Heim noch übrig war. Und seine Mam und Ghar verlangten gerade von ihm, einfach von ihnen fortzugehen. Sie aufzugeben, Edana im Stich zu lassen. Plötzlich konnte er den Eschengrund vor sich sehen, die Seeluft riechen. Er erinnerte sich an die Menschen, die sich um ihn versammelt hatten, als er seine Kriegerprüfung ablegte. Corban blickte auf seine Handfläche, auf die Narbe, eine silberne Linie, die seinen Blutschwur auf dem Eschengrund besiegelt hatte. Er hatte seinem König und seiner Familie sein Leben geweiht. Sein König war tot, aber Edana war Brenins Erbin. Sie im Stich zu lassen bedeutete, seinen Eid zu brechen.

»Nein.« Seine Stimme klang für ihn selbst fremd.

»Ban«, meinte seine Mutter flehentlich.

»Es muss sein«, erklärte Ghar.

»Nein! Alle sind tot, alles ist verloren.« Er massierte sich die

Schlafen. »Pa, Cywen ...!« Er hob den Blick und sah seiner Mutter in die Augen. Tränen liefen ihr über die Wangen. »Sie sind alles, was von unserer Heimat übrig ist.« Er deutete zum Lagerfeuer. »Sie sind jetzt unsere Familie.«

»Ban, dies hier ist bedeutender als Familie und alle Gesetze der Freundschaft.« Ghars Stimme verriet starke Gefühle, die tief unter der Oberfläche verborgen waren. »Es geht darum zu tun, was richtig ist, was getan werden muss. Egal, was es uns kostet. Bitte vertrau uns. Wir müssen weggehen.«

»Ich habe Edana einen Treueid geleistet. Ich werde meinen Eid nicht brechen.« Er stand auf. Ihm war schwindlig, und er wollte nichts mehr hören, kein einziges Wort. Er wollte nichts mehr über diesen Wahnsinn von Elyon und Asroth erfahren, nichts über Forn und Drassil, nichts davon wissen, dass sie weggehen mussten. Er hatte das Gefühl, ein Stausee zu sein, bei dem jeden Moment der Damm brechen würde. Seine Mam griff nach seiner Hand, aber er entriss sie ihr und flüchtete stolpernd in die Dunkelheit.

## 6. KAPITEL

### MAQUIN

Maquin folgte Tahir dicht auf den Fersen. Als der junge Krieger plötzlich hinter Orgull stehen blieb, wäre er fast mit ihm zusammengeprallt.

»Was ist los?«, zischte Maquin und sah sich nach einer drohenden Gefahr um.

Orgull brummte etwas, aber es waren nur einzelne Schimpfworte zu verstehen. Schließlich blickte er zu den Lagerfeuern zurück, die hinter ihnen flackerten.

»Was ist denn los, Häuptling?«, erkundigte sich Tahir.

»Ich kann noch nicht verschwinden.« Der Hüne sah aus, als kämen ihm diese Worte nur widerstrebend über die Lippen.

»Warum nicht?«, fragten die beiden anderen gleichzeitig.

Orgull verzog das Gesicht. »Ich muss mit König Braster sprechen.«

»Warum?«, fragte Tahir erneut. »Wir wissen nicht einmal, ob er überhaupt noch am Leben ist.«

Orgull holte tief Luft. »Ich habe fast mein halbes Leben lang zu den Gadrai gehört, aber ich bin durch einen Eid auch noch an eine andere Bruderschaft gebunden.« Er musterte die beiden aufmerksam. »Braster gehört zu dieser Bruderschaft. Wenn auch nur die geringste Möglichkeit besteht, dass er noch lebt, muss ich ihm sagen, was da unten geschehen ist. Wie wir alle wissen, gibt es keine Garantie, dass wir es aus dem Forn heraus schaffen. Wir haben einen langen Weg vor uns, und sehr wahrscheinlich werden unsere Feinde uns gnadenlos verfolgen. Wenn wir es nicht schaffen, die Kunde von den Er-

eignissen nach Isiltir und zu Romars Verwandten zu bringen, ist die Sache damit vorbei. Dann hat Jael gewonnen. Und ich weiß nicht, wie es euch geht, aber mir behagt diese Aussicht ganz und gar nicht.«

Maquin stimmte ihm zu. Bei dem Gedanken, dass Jael mit seinem Verrat ungestraft davonkam, stieg glühende Wut in ihm auf.

»Welche *Bruderschaft*?«, erkundigte sich Tahir.

»Es ist mehr eine Aufgabe«, erwiderte Orgull. »Der Götterkrieg steht bevor, und wir alle werden hineingezogen, ob wir wollen oder nicht. Wir stecken sogar bereits drin, wenn ich mich nicht irre. Denn bei dem hier ging es um mehr als nur um eine Strafexpedition gegen die räuberischen Hunen. Diese schwarze Axt...«

Maquin dachte an Veradis, an sein Gerede von der Prophezeiung, dachte an Nathair, an den Strahlenden Stern und die Schwarze Sonne.

Orgull fuhr sich mit der Hand über die Augen. »Ich habe vor langer Zeit einen Mann getroffen, der mir erzählt hat, was uns bevorsteht. Und er hat mir auch prophezeit, was jetzt im Moment passiert. Er sagte, er würde eines Tages meine Hilfe brauchen, um gegen Asroths Stellvertreter zu kämpfen. Ich habe mich ihm verpflichtet, habe seiner Sache die Treue geschworen.«

»Was denn, einfach so?« Tahir klang ungläubig.

»Nein, nicht einfach so!«, fuhr Orgull ihn an. »Es wurde noch eine Menge mehr gesagt, aber ich habe keine Lust, das jetzt Wort für Wort zu wiederholen. Glaubt mir einfach, wenn ich euch sage, dass ich überzeugt war. Und es ist nicht leicht, mich zu überzeugen. Deshalb muss ich Braster finden und ihm berichten, was geschehen ist, oder aber sichergehen, dass er tot ist. Ich kann verstehen, wenn ihr lieber weitergehen wollt. Wenn ich mir zuhöre, komme ich mir selbst wie ein Verrückter vor.«

»Ich werde dich begleiten«, erklärte Maquin. »Und dir den Rücken frei halten, wenn ich kann. Tahir, du wartest hier im Wald auf uns. Du würdest wohl kaum überleben, wenn wir schnell flüchten müssen. Nicht mit diesem Loch in deinem Bein. Und wenn wir nicht zurückkommen, hast du wenigstens noch die Chance, nach Isiltir zu kommen und dort zu berichten, was hier passiert ist.«

Orgull betrachtete Maquin einen Herzschlag lang und nickte dann. »Das weiß ich zu schätzen«, brummte er grimmig. »Also dann, ans Werk.« Er marschierte zu den Lagerfeuern.

Sie gingen zu der Stelle, wo der Wald lichter wurde und sie die Überlebenden der Schlacht sehen konnten. Sie hatten sich über die Hänge vor Haldis verteilt. Die Lagerfeuer waren in Gruppen angeordnet. Die größte befand sich etwas weiter unten am Hang. Maquin sah dort Männer mit Schwertern auf dem Rücken, deren Griffe ihnen über die Schultern ragten.

*Die Jehar.*

»Das muss Veradis' Truppe sein«, flüsterte Orgull.

»Da.« Maquin deutete auf eine Stelle des Hanges, die sich näher am Wald befand. Dort stand ein großes Zelt, das von mehreren Feuern umringt war. Langsam krochen sie näher, bis das Zelt und die Feuer zwischen ihnen und dem Lager lagen, das von den Jehar bewacht wurde. Zwei Krieger standen vor dem Eingang des Zeltes Wache. Die Flammen warfen einen orangefarbenen Schein auf ihre Schilde, und das Emblem des schwarzen Hammers war klar zu erkennen.

»Das sind sie«, flüsterte Tahir. »Das ist Helveths Hammer.«

»Also gut.« Orgull fuhr sich über seinen fast kahlen Schädel. Haarstoppel kratzten leise unter seiner Hand. »Bringen wir es hinter uns.« Er gab Tahir einen Gegenstand. Maquin erkannte, dass es sich um Romars Schwert handelte. Dann erhob er sich und trat aus dem Wald, die Hände hoch erhoben. Maquin folgte ihm hastig. Er hatte Angst, die Wachen könnten Orgull für einen Hunen halten, vor allem weil der Gadrai die Gigantenaxt auf dem Rücken trug.

Die Wachen riefen sie an, und nach einem kurzen, angespannten Wortwechsel wurden sie zu Lothar geführt, Brasters Heerführer. Der war ein großer, klug wirkender Mann mit einer spitzen Nase und schweren Augenlidern. Er hörte ihnen zu, betrachtete sie eine Weile stirnrunzelnd, drehte sich dann auf dem Absatz herum und brachte sie zum großen Zelt. Eine Wache öffnete die Plane, und Lothar führte sie hinein.

»Eure Waffen müsst ihr hierlassen.« Er deutete auf einen Krieger,

der in dem Zelt stand, unmittelbar neben dem Eingang. Widerwillig zog Maquin sein Schwert aus der Scheide und legte es auf den Boden neben Orgulls Breitschwert und die Gigantenaxt. Dann führte Lothar sie weiter in das Zelt. Ein Mann lag halb aufgerichtet auf einer Pritsche, den Rücken mit Kissen abgestützt. Er war groß und massig, sowohl von Muskeln als auch von Fett. Sein rotes Haar klebte auf der feuchten Stirn. Den rechten Arm trug er in einer Schlinge. Es war Braster, der König von Helveth.

Neben Braster stand ein Mann, der seinem verwundeten König eine Schale reichte. Braster roch daran und verzog das Gesicht.

»Du musst das trinken«, erklärte der Mann. »Es wird deinen Schmerz lindern und deine Genesung beschleunigen.«

Braster nippte zögernd.

»Du musst alles trinken«, erklärte der Mann, bevor er sich verneigte und verschwand.

»Idiot«, knurrte Braster, allerdings erst als der Heiler verschwunden war.

Lothar führte Orgull und Maquin vor ihn. »Wir haben diese Männer am Rand unseres Lagers entdeckt, mein König«, erklärte Lothar. »Sie gehören zu den Gadrai von Isiltir und behaupten, sie hätten bedeutende Nachrichten, die nur für deine Ohren bestimmt sind.«

Orgull trat vor und verbeugte sich ungelent.

Braster grinste, als er ihn erkannte, und wollte sich erheben. Aber im nächsten Moment verzog er vor Schmerzen das Gesicht und sank bleich in die Kissen zurück.

»Sieh mich an«, keuchte der König. »Irgendein Gigant hat mir mit seinem Streithammer die Schulter zerschmettert, und jetzt bin ich zu nichts mehr nütze.« Seine Miene verfinsterte sich.

»Du solltest deine Medizin trinken«, erwiderte Orgull.

»Sie schmeckt wie Pisse!«, stieß Braster zwischen den Zähnen hervor. »Jedenfalls bin ich froh, dass du lebst«, fuhr er dann fort. »Ich habe gehört, du wärest tot, genau wie die anderen Gadrai.«

»Wir wurden verraten.« Orgulls Lächeln erlosch. »Und Romar wurde ermordet.«

Orgull berichtete Braster, was geschehen war. Er begann mit dem

Tod von König Romar und der Schlacht der Gadrai gegen die Jehar sowie Jaels Schildwachen. Braster fluchte die ganze Zeit. Lothar stand stumm neben Maquin, der vor Erschöpfung schwankte. Er versuchte, sich zu erinnern, wann er das letzte Mal geschlafen hatte. Es musste schon Tage her sein, so wie er sich fühlte. Er blinzelte und versuchte, sich auf Orgulls Worte zu konzentrieren.

»Calidus und sein zahmer Gigant, richtig?«, stieß Braster hervor, als Orgull geendet hatte. »Ich wusste, dass Romar in Tenebral keine Freunde hatte, aber ich hätte mir nie träumen lassen, dass sie so weit gehen würden.«

»Ich glaube, hierbei steht mehr auf dem Spiel«, erwiderte Orgull. »Ich glaube, dass diese Axt, um die sie gekämpft haben, eine der *Kostbarkeiten* ist.«

»Was? Und wo ist sie jetzt?«

»Calidus' Gigant hat sie. Jedenfalls hatte er sie, als ich ihn das letzte Mal gesehen habe.«

Braster runzelte die Stirn. »Meical muss davon erfahren.«

»Genau das dachte ich auch. Deshalb bin ich hierhergekommen«, sagte Orgull. »Ich werde sehr bald weiterziehen, und es gibt keine Garantie, dass ich es durch den Wald schaffe...«

»Es war richtig von dir, mir diese Nachrichten zu überbringen.« Braster zuckte zusammen, als er sein Gewicht verlagerte. »Und du bist sicher, dass Jael darin verwickelt ist?«

»Ich habe gesehen, wie Jael Kastell niedergestochen hat«, mischte sich Maquin ein. »Er war Romars Neffe.«

»Jael. Ich habe diesen hochnäsigen Mistkerl nie gemocht«, brummte Braster.

Maquin hörte Schritte, als Lothar sich entfernte und hinter ihm verschwand.

»Die Frage ist, welchen Grund er gehabt hat«, fuhr Braster fort. »Warum sollte er das tun und damit so viel riskieren? Ich glaube, du hast recht, Orgull. Das hier ist Teil einer größeren Sache. Und wenn das stimmt, steckt Nathair dahinter. Er ist genauso rücksichtslos, wie sein Umgang mit Mandros vermuten ließ.« Er schüttelte den Kopf. »Offensichtlich haben wir also die Schwarze Sonne gefunden. Was

machen wir jetzt? Ich würde ja auf der Stelle in ihr Lager marschieren und mir Calidus' Kopf holen, wenn ich nicht fürchten müsste, dass er mir stattdessen meinen von den Schultern schlägt. Meine Kriegerhorde ist dezimiert. Es sind nur noch ein paar Hundert übrig. Und ich kann mir nicht einmal den Arsch abwischen, geschweige denn, ein Schwert schwingen.« Er trommelte mit den dicken Fingern seiner unversehrten Hand auf den Rand seiner Pritsche. »Ich muss so tun, als wüsste ich von alledem nichts, Orgull, bis ich aus diesem verdammten Wald heraus und wieder zurück bei meinem Volk bin. Und ihr beide dürft euch nicht sehen lassen. Was sagst du dazu, Lothar?«

Maquin hörte hinter sich einen dumpfen Aufprall. Er drehte sich um und sah die Wache, die ihre Schwerter beaufsichtigte, am Boden liegen. Lothar hielt ein Schwert in der Hand. Die Klinge war blutig. Er trat rasch an Maquin vorbei, ging zu Braster und rampte sie ihm in die Brust.

Der König erzitterte, während sich Verwirrung auf seinem Gesicht abzeichnete. Dann sammelte sich Blut in seinem Mund, und er sank auf die Kissen zurück.

Lothar trat zurück und ließ das Schwert in Brasters Leichnam stecken. Maquin erkannte mit wachsendem Entsetzen, dass es sein Schwert war.

»Warum?«, fragte Orgull Lothar.

Der Heerführer riss seine Aufmerksamkeit von Brasters Gesicht los. »Weil Nathair die Zukunft ist. Ich habe es nicht leichtfertig getan – ich liebte meinen König. Aber ihr musstet ihm ja erzählen, was in den Höhlen von Haldis geschehen ist. Braster hätte deswegen sicher einen Krieg mit Tenebral angefangen, und das darf nicht passieren.« Lothar zog sein eigenes Schwert und schrie nach den Wachen.

Augenblicklich stürmten zwei Krieger in das Zelt. Sie sahen die tote Schildwache und Braster auf seiner Pritsche, zückten wortlos ihre Schwerter und gingen langsam auf Maquin und Orgull zu. Von draußen hörte man die Schritte von Stiefeln.

Orgull ließ seinen Schild von der Schulter auf den Arm gleiten

und griff die beiden Männer an. Maquin machte dasselbe mit seinem Schild. Nach einem kurzen Moment des Zögerns packte er den Griff des Schwertes, das in Brasters Brust steckte, und zog es heraus. Es löste sich mit einem schmatzenden Geräusch.

Er warf einen Blick auf Lothar, aber der Heerführer wich langsam zurück. Er machte einen Schritt auf ihn zu, doch dann krachte Orgull gegen die beiden Krieger, die sich ihnen näherten. Er hielt seinen Schild wie einen Rammbock vor sich hin. Einer der Männer prallte zurück, krachte gegen einen Zeltpfosten und sank zu Boden. Orgull und der andere Soldat stürzten zu Boden und begannen, miteinander zu ringen.

Weitere Krieger strömten in das Zelt, zwei, vier, dann sechs. Es wurden immer mehr. Einer schlug nach Orgull, der immer noch auf dem Boden lag und mit dem Krieger kämpfte. Maquin sprang vor und parierte die Klinge des Angreifers mit seiner eigenen. Die Funken stoben. Dann trat er dem Mann in den Unterleib. Der taumelte daraufhin mit rudernden Armen gegen zwei andere zurück, die gerade versuchten, sich durch den Eingang des Zeltes zu zwängen. Eine Klinge zischte auf Maquins Kopf zu. Er blockte sie mit seinem Schild und schwang seinerseits das Schwert gegen den Angreifer. Seine Klinge traf den Brustkorb des Mannes, und er hörte Knochen brechen, wahrscheinlich Rippen. Maquin riss sein Schwert wieder heraus, schwang es herum und blockte wütend weitere Schläge ab, als die Männer anfangen, ihn zu umzingeln. Ihre Angriffe kamen aus unterschiedlichen Richtungen. Er warf Orgull einen Blick zu. Der Hüne war wieder auf den Beinen. Der Krieger, mit dem er gekämpft hatte, lag regungslos auf dem Boden, und der Gadrai hatte seine Axt in den Händen.

»Runter!«, schrie Orgull.

Maquin ließ sich auf den Boden fallen und spürte den Luftzug der Axt, als sie über ihn hinwegzischte. Dann hörte er mehrere Schreie. Heißes Blut spritzte Maquin ins Gesicht.

»Bleib unten!«, befahl Orgull. Wieder schwang er die Axt. Diesmal krachte sie in einen Zeltpfosten und durchschlug ihn. Das Zelttuch senkte sich auf Maquin und die anderen Männer herab, die

um ihn herum schrien und grunzten. Plötzlich spürte er neben sich Hitze, als die Fackeln das Material entzündeten. Die Schreie wurden schriller. Jemand packte Maquins Arm und riss ihn zurück.

»Hier entlang!« Orgull zog ihn an Brasters Leichnam vorbei zum hinteren Teil des Zelttes. Im Vorbeigehen zertrümmerte er weitere Zeltpfosten, woraufhin immer mehr Leinwand herunterfiel. Die Fackeln knisterten, Flammen loderten auf. Maquin erhaschte einen flüchtigen Blick auf Lothar, dann jedoch trübten Rauch und brennende Leinwand die Sicht. Orgull schlug einen langen Riss in die Zeltbahn am hinteren Ende des Zelttes und trat in die Nacht hinaus. Maquin folgte ihm, und im nächsten Moment rannten sie zu den Bäumen.

Sie waren immer noch auf offenem Gelände, als sie Stimmen hinter sich hörten. Maquin vernahm das Geräusch schneller Schritte. Das Herz schlug ihm bis zum Hals, und er hörte nur dieses eine Geräusch in seinen Ohren, lauter als alles andere. Er erwartete, dass sich im nächsten Moment ein Speer in seinen Rücken bohren würde.

Seine Lunge brannte. Das Geräusch der Schritte hinter ihm schien näher zu kommen, hatte ihn fast erreicht. Dann hörte er ein Zischen und ein dumpfes Klatschen und sah aus den Augenwinkeln eine Bewegung. Endlich riskierte er einen Blick zurück. Auf dem Boden lag eine Gestalt. Ein Speerschaft ragte aus ihr heraus.

Dann waren sie zwischen den Bäumen, und die Dunkelheit hüllte sie ein.

»Hier entlang!«, zischte eine Stimme. Tahir stand vor ihnen winkte sie durch die Bäume zu sich herüber.

## 7. KAPITEL

### LYKOS

Lykos riss die Augen auf. Sein Atem kam in keuchenden Stößen. Einen Moment lang wusste er nicht, wo er war. Er umklammerte die Armlehnen des Stuhls, in dem er geschlafen hatte. Er blinzelte und versuchte, die letzten Bilder seines Traumes zu vertreiben. Gelbe Augen, die durch ihn hindurchzustarren schienen. Er sah sich um. Das Knarren und Schaukeln der Schiffskajüte brachte ihn wieder in die Gegenwart zurück. Mit zitternden Händen schenkte er sich eine Schale Wein ein, verschüttete dabei etliches und trank den Rest in gierigen Zügen.

Er ging schwankend zum Fenster der Kajüte. Ein einzelner Sonnenstrahl drang durch die Finsternis. Die schwarzen Mauern von Jerolin breiteten sich vor ihm aus, erhoben sich über dem See, in dem sein Schiff vor Anker lag. Fidele hatte ihm Gemächer in diesen schwarzen Mauern angeboten, aber als Herr der Vin Thalun schlief er lieber an Bord eines Schiffes. Hier fühlte er sich mehr zu Hause als in jeder Stadt und allen Gebäuden auf festem Land. Außerdem vertraute er diesen Menschen nicht. Er wusste, dass er seine privilegierte Stellung in Tenebral ausschließlich Nathair verdankte.

Er trank noch einen Schluck Wein, schlang sich den Schwertgurt über die Schulter, öffnete die Tür und trat nach draußen. Seine Schildwache Deinon, der seine Kajüte bewacht hatte, folgte ihm lautlos. Zusammen stiegen sie auf das Deck hinauf. Das grelle Sonnenlicht brannte Lykos in den Augen, und er kniff sie zusammen. Er nickte einigen Männern aus seiner Mannschaft zu. Die meisten dienten ihm schon seit vielen Jahren und hatten auch schon für seinen Vater gekämpft.

»Ist mein Boot bereit?«

»Jawohl, Häuptling.« Deinons unverkennbare Stimme klang zischend. Er hatte die Hälfte seiner Nase in den Kampfgruben verloren.

»Gut.« Lykos trat an das Dollbord, schwang sich hinüber und kletterte geschickt eine Strickleiter hinunter. Dann ließ er sich in ein Ruderboot fallen, das groß genug für ein Dutzend Männer war. Thaan, Deinons Bruder, wartete bereits auf ihn.

Seine beiden Schildwachen setzten sich an die Riemen und ruderten ruhig auf das Ufer zu. Sie passierten den Handels- und Fischereihafen und nahmen direkten Kurs auf Jerolin. Als der Bug des Bootes sich in einen Streifen von Schlick und Tang grub, sprang Lykos in das flache Wasser und watete das Stück bis zum trockenen Land. Dort blieb er stehen und bewunderte die Schiffe, die längs des Ufers ankerten. Zwölf Kriegsgaleeren mit flachen Rümpfen. Ihre Umrisse waren schnörkellos, und sie stanken nach Pech. Sie waren als Erste fertiggestellt worden, am Ende des Krähenmondes im letzten Jahr, kurz bevor der Winter eingesetzt hatte. Den ganzen Winter über waren sie mit einer dicken Schicht aus Moos und Pech abgedeckt und eingelagert worden, und jetzt waren sie bereit, in See zu stechen. Als der Frühling anbrach, hatte auch der Bau der Galeeren wieder begonnen, und etwas weiter unten am Ufer standen bereits fünf neue Schiffsgeriippe. Im Moment wurden die ersten Eichenplancken an den Querspanten aus Fichtenholz befestigt.

Nathair wollte eine Flotte der Vin Thalun, und er würde sie bekommen.

Lykos grüßte den alten Alazon, seinen obersten Schiffsbauer. Er saß auf einem halb fertigen Kiel, einen Hammer in der Faust und Nägel im Mund. Zögernd schritt Lykos zu der Festung. Nur mit Mühe widerstand er dem Drang, die Schiffswerft zu inspizieren und mit seinen Männern zu reden. Es gab Dinge, die erledigt werden mussten, und seine Begegnung mit Fidele stand ganz oben auf dieser Liste. Er hatte diesen Weg zum ersten Mal vor sechzehn Jahren beschritten, in der Nacht, als er Calidus begegnet war und seine Zukunft besiegelt hatte. Jetzt war nicht die Zeit zu zaudern.

Die drei Männer erreichten den Pfad, der zu den Toren von Jerolin führte. Die Wiese, durch die er verlief, wurde immer breiter. Das Holz für den Bau der Schiffe stammte von dem nahe gelegenen Wald.

Auf dem freien Gelände hatten sich Männer versammelt, es waren Hunderte. Alles Krieger, die in Nathairs Schildwall trainierten. An Land wirkte diese Formation Furcht einflößend, aber Lykos hatte nur ein spöttisches Grinsen für sie übrig, als er an ihnen vorüberging. *An Deck eines Schiffes nützt das nur wenig*, dachte er. Auch wenn er wusste, wie unlogisch dieser Gedanke war. *Die Verfeimten Lande werden nicht vom Meer aus erobert.*

Hinter den Kriegern von Tenebral stand eine Ansammlung von Zelten, vor denen mindestens zweitausend Jehar ihren Schwerttanz übten, den Lykos immer mit einem gewissen Unbehagen beobachtete. Das waren Krieger, die schwer zu schlagen waren. Nur gut, dass sie auf derselben Seite kämpften. *Jedenfalls einstweilen.*

Er sah zu den Kriegsgaleeren am Seeufer zurück, ließ den Blick über die Krieger auf der Ebene streifen, über die Männer aus Tenebral und die Jehar aus Telassar. Er blickte auf ein Land, das sich für den Krieg rüstete, und er war mittendrin, hatte sich seit fast zwei Jahrzehnten darauf vorbereitet.

Unbehelligt passierte er die Tore der Festung und ging rasch durch die Straßen von Jerolin. Die Menschen machten ihm Platz. Ein Mann stand vor den Stallungen, die Arme vor der Brust verschränkt, und betrachtete sie finster. *Dieser Mann hat etwas gegen uns, so viel ist sicher*, dachte Lykos und prägte sich seine Gesichtszüge ein. Er würde nicht zulassen, dass seine jahrelange Arbeit mit einem Messerstich in die Rippen ein vorzeitiges Ende fand.

Die Tore zum Fried standen offen, und Lykos trat ein. Er ging weiter, durch den Speisesaal hindurch zu dem spiralförmigen Turm, wo er die Wendeltreppe erklomm, die zu den königlichen Gemächern führte. Davor stand ein halbes Dutzend Adlerwachen mit ihren schwarz glänzenden Brustpanzern und silbernen Helmen. Sie waren Tenebrals Elitesoldaten. Die königliche Wache war nach dem Attentat auf Aquilus verstärkt worden.

Fidele saß hinter einem breiten Tisch. Dunkles Haar umrahmte

ihr bleiches wunderschönes Gesicht. Lykos vermied es, ihre Schönheit zu betrachten, die seiner Meinung nach fast vollkommen war. Auch wenn sich um ihre Augen und Lippen herum bereits Falten abzeichneten und ihr pechschwarzes Haar von silbernen Strähnen durchzogen war. *Zeige niemals irgendjemandem, dass er Macht über dich hat*, hatte sein Vater ihm gesagt. Ein weiser Rat.

Fidele war nicht allein. Ein Soldat der Adlerwache stand hinter ihr. Orcus war drahtig und runzlig wie ein alter Baum. Seine dunklen Augen glühten über einer Nase, die mehr als einmal gebrochen worden war. Fidele gab ihm ein Zeichen, und er füllte drei Schalen mit dunkelrotem Wein, von denen er eine Lykos anbot.

»Danke«, sagte der Vin Thalun leise, als er an dem Wein nippte und der Versuchung widerstand, die Schale in einem Zug zu leeren.

»Ich habe bereits seit einiger Zeit keine Nachrichten mehr von meinem Sohn erhalten. Hast du etwas von ihm gehört?« Fideles Stimme klang gelassen, aber Lykos spürte etwas unter dieser glatten Oberfläche, eine gewisse Sprödigkeit.

»Nicht seit seiner Ankunft in Dun Carreg«, antwortete Lykos. *Obwohl ich viel früher etwas von ihm gehört hätte als du mit deinen längst überholten Methoden*, dachte er. Er unterdrückte einen Schauer, als er an seine Träume dachte, an die fremdartige Wesenheit in seinem Verstand und in seiner Seele. »Aber Calidus verfügt über ein raffiniertes Netzwerk aus Boten.«

»Davon bin ich überzeugt.« Fidele verzog missbilligend die Lippen. »Mein Ehemann und ich hatten vor langer Zeit mit Calidus zu tun. Er erwies sich als ... unzulänglich. Und außerdem befindet sich Calidus irgendwo im Fornswald, wo er gegen Giganten kämpft, während Nathair sich in Ardan aufhält.«

»Calidus wird durch seine Informanten stets und überall auf dem Laufenden gehalten, Mylady. Ich bin sicher, dass er in engem Kontakt mit Nathair steht, ganz gleich wo er gerade ist. Wenn ich irgendwelche Neuigkeiten über deinen Sohn erhalte, werde ich sie selbstverständlich an dich weiterleiten. Und zwar augenblicklich.«

»Danke. Und wie steht es um die Aufgabe, mit der mein Sohn dich betraut hat?«

»Wir kommen gut voran. Zwölf Galeeren liegen am Ufer deines Sees und sind bereit für ihre erste Fahrt. In der anderen Werft an der Küste geht es sogar noch schneller voran. Dort sind bereits fünfzehn Kriegsgaleeren und sieben Transportschiffe mit größerem Tiefgang fertig. Allerdings könnten wir noch schneller sein, wenn der Nachschub an Holz nicht immer wieder stocken würde.«

»Es gibt hier in der Gegend doch ganz gewiss genug Holz für deine Zwecke.«

»Eichen und Ulmen wachsen hier reichlich, und auch an der Küste, das stimmt. Aber ich brauche auch einen großen Vorrat an Fichten- und Zedernholz. Das findet man hier nicht so leicht.« Er machte eine Pause und trank einen Schluck Wein. »Darf ich offen sprechen?«

»Selbstverständlich.«

»Deine Barone, die den Nachschub liefern, sind nicht so kooperativ, wie sie sein könnten. Damit meine ich besonders Marcellin im Norden und Lamar im Süden.«

»Im Norden gibt es Schwierigkeiten, die möglicherweise auch die Nachschubwege betreffen«, erwiderte Fidele. »Die Giganten des Kurgan-Clans überfallen uns immer wieder von ihren Bergfesten aus. Ich habe Peritus dorthin geschickt, damit er sich darum kümmert.«

»Das erklärt aber immer noch nicht die mangelnde Unterstützung aus dem Süden«, entgegnete Lykos. »Um ehrlich zu sein – ich glaube, dass Marcellin und Lamar uns Schwierigkeiten machen, weil ich ein Vin Thalun bin.«

Fidele lehnte sich zurück und betrachtete ihn kalt. »Ja, ich glaube, da hast du recht.«

Lykos hob eine Braue. »Wir haben ein Abkommen unterzeichnet und eine Allianz geschlossen.«

»Allerdings, das haben wir. Und da wir gerade offen miteinander reden, möchte ich dir Folgendes sagen. Das Verhältnis zwischen unseren beiden Völkern hat sich verändert, aber alte Gewohnheiten und Vorstellungen sind nur schwer in einem Tag, einem Mond, vielleicht sogar innerhalb eines Jahres abzuschütteln.«

»Unser Abkommen wurde vor nahezu zwei Jahren besiegelt, My-lady«, wandte Lykos ein.

»Das stimmt. Aber dem gingen Jahrzehnte von Feindschaft voraus.«

»Nicht unter meiner Herrschaft!« Lykos klang plötzlich gereizt und spürte, wie seine Wut wuchs. »Und die Männer, die damals herrschten...« Er machte eine Pause und zupfte an einem der eisernen Ringe, die in seinen Bart geflochten waren, eine erprobte Methode, um seinen Zorn in den Griff zu bekommen. »Sie haben entweder ihr Knie vor mir gebeugt, oder man hat ihnen den Kopf von den Schultern geschlagen.«

»Das mag sein, wie es will.« Fidele wischte das Argument mit einer Handbewegung beiseite. »Die gemeinsame Geschichte unserer beiden Völker reicht weit zurück. Und vor allem Lamar war für Tenebral ein Bollwerk gegen deine früheren Überfälle. Er hat sehr viel Blutvergießen miterlebt und verzeiht nicht so leicht.«

»Das ist wahr. Lamars Haltung kann ich verstehen. Aber da ist noch Marcellin. Er herrscht im Agullas-Massiv. Das ist so weit weg von der Tethys-See, wie man in Tenebral nur sein kann. Aber wenn ich richtig informiert bin, steht er Peritus nahe...« Lykos ließ den Satz unvollendet. Er wusste, dass Peritus, der Heerführer von Aquilus, kein Freund der Vin Thalun war und sich sogar offen gegen sie ausgesprochen hatte. Wenn auch erst nachdem Nathair nach Westen gesegelt war. Und es konnte nicht schaden, Fidele klarzumachen, dass er, Lykos, kein Narr war und einiges über die Politik und das Volk dieses Landes wusste.

»Ich werde mit ihnen sprechen«, sicherte Fidele ihm zu. »Aber ich habe auch schon Dinge über dein Volk gehört, Praktiken, die einer Verständigung zwischen uns im Wege stehen. Ich glaube, dass Lamar und Marcellin dieselben Berichte gehört haben wie ich.«

Lykos seufzte. Er ahnte, was jetzt kam.

»Ich spreche von deinen Kampfgruben. Fidele verzog angewidert das Gesicht. »In deinem eigenen Land könnt ihr eure Sitten und Gebräuche pflegen, wie es euch gefällt, hier in Tenebral jedoch ist es nicht akzeptabel, wenn ihr Gefangene, Sklaven zwingt, zu eurer Unterhaltung zu kämpfen.«

Kampfgruben gehörten zur Kultur der Vin Thalun. Soweit Lykos

wusste, hatte es sie auf den Drei Inseln schon immer gegeben. Männer konnten auf vielerlei Arten dort enden. Als Gefangene bei einem Überfall oder weil sie eine Blutschuld auf sich genommen hatten, oder weil sie zu viel Pech beim Würfeln oder an der Wurfscheibe gehabt hatten. Aber es gab nur einen einzigen Weg heraus, und den musste man sich erkämpfen, mit Klauen und Zähnen, wenn es sein musste. Nach dem Ende des Krieges zwischen den Inseln und mit Lykos' Ausrufung zum Lord der Vin Thalun hatte die Beliebtheit der Gruben sogar noch zugenommen. Sein Volk war nicht für den Frieden geschaffen, und wenn seine Schiffsmannschaften nicht mehr kämpfen oder regelmäßig Überfälle durchführen durften, dann brauchten sie ein Ventil, damit sie sich nicht gegenseitig an die Gurgel gingen. Die Gruben dienten sowohl zur Unterhaltung als auch zur Ablenkung. Anfangs hatte er die Grubenkämpfe für die Zeit, in der seine Männer in Tenebral lebten, untersagt. Ihm war klar, dass die Einheimischen sehr wahrscheinlich Einwände dagegen haben würden. Aber die wachsende Spannung unter seinen Kriegern war allmählich zu einer Last geworden, und so hatte er verfügt, dass in den Gruben wieder gekämpft werden durfte. Er hatte nicht geglaubt, dass es jemand mitbekommen würde.

Wenn er jetzt log, würde man es ihm später vielleicht vorwerfen können. Also zuckte er nur mit den Schultern. »Ich werde diesen Gerüchten nachgehen.«

»Wir wissen beide, dass es keine Gerüchte sind!« Fidele beugte sich auf ihrem Stuhl vor. »Du selbst hast erst vor einer Zehn-Nacht einen solchen Grubenkampf besucht. Diese barbarische Sitte wird in den Grenzen von Tenebral nicht länger geduldet. Ich erwarte, dass du ihr ein Ende bereitest.«

»Ich dachte, Nathair wäre hier der Herrscher.« Er konnte sich diese Bemerkung nicht verkneifen.

»Nathair ist nicht da, und ich regiere an seiner Stelle«, erwiderte Fidele.

»Selbstverständlich.« Lykos schenkte sich noch einen Becher Wein ein. *Vorläufig*. »Ich werde dafür sorgen, dass es außerhalb der Inseln keine Gruben gibt.«

Fidele neigte den Kopf. »Und ich werde dafür sorgen, dass dein Nachschub an Holz ungehindert fließt.«

»Wie ist es gelaufen, Häuptling?«, wollte Deinon wissen.

Lykos warf seinem Schildmann einen finsternen Blick zu. Sie gingen über die Weide zurück zum Seeufer. Es war schon schwer genug, Befehle von Nathair anzunehmen, der jung genug war, um sein Sohn sein zu können. Aber er wusste, dass er in dieser Sache keine Wahl hatte, jedenfalls zurzeit nicht. Aber Nathairs Mutter, eine Frau ...! Ganz gleich, wie attraktiv er sie auch fand ...

»Sie hat das mit den Gruben erfahren«, murmelte er.

»Und, ist das ein Problem?«, erkundigte sich Thaan, sein zweiter Schildmann.

»Natürlich ist das ein Problem. Diese Landbewohner sind verweichlicht. Sie will, dass die Gruben geschlossen werden.«

»Das wird den Männern nicht gefallen.«

»Nein, wird es nicht.« *Und mir gefällt es auch nicht.* »Aus diesem Grund bleiben die Gruben offen. Wir müssen nur ein bisschen raffinerter vorgehen, das ist alles. Wir dürfen die Kämpfe nicht so nahe an Jerolin veranstalten und nicht so regelmäßig. Jedenfalls für eine Weile.«

»Gut.« Wenn Deinon sprach, zischte die Luft durch seine zerstörte Nase. »Ich konnte mir auch nicht vorstellen, dass du dir von einer Frau sagen lässt, was du zu tun hast, ganz gleich wie hübsch sie auch sein mag.«

»Pass auf, was du sagst.« Lykos warf Deinon einen gereizten Blick zu. Die ganze Angelegenheit war erheblich vielschichtiger, als er sich ursprünglich vorgestellt hatte. Die Drei Inseln zu erobern war so viel einfacher gewesen als diese politischen Intrigen – blutiger, gewiss, aber wesentlich unkomplizierter. Er warf einen Blick in den Himmel. Der Sonnenzenit war bereits überschritten.

»Geht es dir gut, Häuptling?«, fragte ihn Thaan.

Es würde schon bald wieder Nacht werden. Warum nur vergingen die Tage so schnell und dauerten die Nächte so lange? Furcht machte sich in seinen Eingeweiden breit, als er an die Alpträume

dachte, die ihn, wie er wusste, auch heute Nacht wieder quälen würden. Und das fachte seinen Ärger erneut an. Wie konnte er seinem Schildmann sagen, dass er Angst vor der Dunkelheit hatte?

Den Rest des Tages verbrachte er auf der Werft. Zuerst inspizierte er die fertigen Kriegsgaleeren, dann half er beim Bau der neuen Schiffe und versenkte sich im Rhythmus dieser körperlichen Arbeit. Als die Sonne hinter den fernen Bergen unterging, setzte er sich neben Deinon an einen der Riemen und ruderte mit ihm zu seinem Schiff zurück. Der Schmerz in seinen Rückenmuskeln war beinahe angenehm.

»Wie lange bleiben wir noch hier, Häuptling?«, wollte Deinon wissen.

»Vielleicht noch eine Woche. Sorgt dafür, dass Alazon alle Materialien bekommt, die er braucht. Dann segeln wir an der Küste entlang und überprüfen die nächste Werft.«

»Hab Erbarmen«, murmelte Thaan hinter ihnen.

*Erbarmen ist etwas für Narren*, dachte Lykos. Er konnte fast hören, wie ihm sein vor langer Zeit verstorbener Vater die Worte ins Ohr flüsterte. »Dieses ruhige Leben ist nicht nach deinem Geschmack?«, fragte er seinen Schildmann.

»Ich würde viel lieber Schädel einschlagen und in den Gruben wetten, als das hier zu ertragen«, brummte Thaan mürrisch.

»Was die Gruben angeht, kann ich einstweilen nicht allzu viel machen«, antwortete Lykos. »Aber was das Einschlagen von Schädeln betrifft ...« Etwas, das Fidele während ihres Gesprächs gesagt hatte, war ihm nicht mehr aus dem Kopf gegangen. Deshalb hatte er den restlichen Tag mit einem Hammer in der Hand verbracht. Das half ihm beim Denken.

Sie erreichten ihr Schiff, vertäuten das Ruderboot daran und kletterten über die Strickleiter an Deck. Der größte Teil der Besatzung schlief an Land und hatte den strikten Befehl, die Zeit nicht in den Herbergen von Jerolin zu verbringen. Ein paar Matrosen waren aber noch an Bord – auf einem Schiff gab es immer etwas zu tun. Lykos sah sich um und musterte prüfend jedes Gesicht. Aber er fand nicht das, nach dem er suchte.

»Sucht nach Jace und sagt ihm, er soll in meine Kajüte kommen«, befahl er mit einem Nicken, drehte sich um und verschwand unter Deck, ohne einen weiteren Blick auf die Männer.

Kurz darauf klopfte es an seine Kajütentür. Deinon trat ein, Jace im Schlepptau. Thaan blieb im Gang stehen und schloss die Tür.

»Trink etwas.« Lykos hielt Jace einen Becher mit Wein hin.

Der Mann nahm ihn. Er lächelte über das ganze Gesicht, während er trank, aber er nahm nur einen kleinen Schluck. Er war noch nicht lange an Bord, erst eine Zehn-Nacht. Seinen Platz an den Riemmen hatte er sich beim letzten Grubenkampf verdient, den Lykos besucht hatte. Lykos mochte ihn, mochte seinen Kampfstil. Er kämpfte konzentriert und mit beherrschter Wut, war schlank, aber muskulös. Seine Arme und Schultern waren von Narben übersät. Wahrscheinlich war er erst achtzehn, höchstens neunzehn Jahre alt. Er wirkte älter, aber das galt für alle, die es aus den Gruben herauschafften.

»Ich wollte mit dir einen Schluck trinken und dich an Bord willkommen heißen. Das mache ich mit allen neuen Matrosen.«

Jace entspannte sich unmerklich. Man sah es an seinen Schultern, der Stellung seiner Füße.

»Setz dich.« Das war mehr ein Befehl als eine Bitte. Jace' Blick zuckte zur Tür und wieder zurück. Aber er gehorchte und setzte sich langsam, wobei er die Beine unter seinen Körper zog. *Immer noch misstrauisch.*

»Wie gefällt dir dein neues Leben?«, erkundigte sich Lykos.

»Es ist gut, Häuptling. Auf jeden Fall besser als in den Gruben.«

Deinon trat aus dem Blickfeld von Jace, stellte sich hinter ihn.

»In der Tat. Das Leben bei den Vin Thalun ist nicht einfach. Einige sagen sogar, es ist ein hartes Leben, aber die Belohnung ...« Lykos grinste und leerte seinen Becher, dann stellte er ihn behutsam auf einen Tisch neben Jace. »Wenn du lange genug am Leben bleibst – kannst du alles bekommen: Silber, deine eigene Kriegsgaleere, Frauen. Jede Menge Frauen. Ist es nicht so, Deinon? Das gilt sogar für jemand, der so hässlich ist wie du, richtig?«

»Das stimmt, Häuptling.« Deinon grinste breit.

Lykos stellte sich vor Jace und spürte, wie sein Jähzorn heiß auf-  
flammte.

»Und alles, was ich dafür verlange, ist *Loyalität*.«

Ohne Vorwarnung sprang Jace von seinem Stuhl hoch und rammte Lykos seinen Kopf in den Magen. Lykos hatte den Angriff erwartet, aber der Junge überrumpelte ihn trotzdem. *Bei den Göttern, die Gruben machen einen verdammt schnell!*, dachte er, noch während er sich zusammenkrümmte und nach Luft rang.

Jace wollte zur Seite treten und griff nach einem Messer in seinem Gürtel, als Deinon ihn an den Haaren packte und zurückriss. Die andere Hand ballte er zur Faust und versetzte dem Matrosen unmittelbar über dem Ohr einen Schlag an den Kopf. Jace taumelte, hielt sich jedoch auf den Beinen. Lykos rammte ihm die Stirn mitten ins Gesicht. Er spürte, wie Jace' Nasenknorpel brach und fühlte warmes Blut auf seinem Kopf. Jace brach auf dem Stuhl zusammen, und sein Kopf fiel schlaff zur Seite.

»Loyalität!«, knurrte Lykos. Jace tropfte das Blut vom Gesicht. »Ich habe dir ein neues Leben geschenkt, aber das hat dir offensichtlich nicht genügt. Du musstest zu Fidele überlaufen. Warum?«

»Ich habe nichts gemacht!« Wegen seiner zertrümmerten Nase klangen Jace' Worte rasselnd und blubbernd. »Ich verstehe nicht ...«

»Lüg mich nicht an!«, zischte Lykos. »Deinon.«

Der Schildmann packte Jace an einem Handgelenk und presste seinen Arm flach auf den Tisch. Lykos riss in einer fließenden Bewegung sein Messer heraus, rammte es in Jace' Handfläche und nagelte sie an das Holz des Tisches. Jace schrie auf vor Schmerz und Entsetzen, und seine Augen traten ihm aus den Höhlen.

»Warum?«, wiederholte Lykos, bückte sich und starrte Jace in die Augen. »Sag die Wahrheit, dann füge ich dir keine Schmerzen mehr zu.«

Jace erwiderte einfach nur starr seinen Blick.

»Also gut. Wie es aussieht, muss ich bei dir etwas überzeugender sein«, sagte Lykos. Er seufzte und zog ein anderes Messer aus seinem Stiefel. Dieses war klein und hatte eine dünne, sehr scharfe Klinge.

Er hielt es über Jace' Hand und trennte dem Mann mit einer raschen Bewegung einen Finger ab.

Jace kreischte und schüttelte heftig den Kopf. Deinon hielt ihn erbarmungslos fest.

»Ich kann die ganze Nacht so weitermachen«, versprach ihm Lykos. »Und ich kann mehr abschneiden als nur Finger.«

»Als ich versklavt wurde«, flüsterte Jace, »wurde meine Familie ermordet, meine Mutter, mein Vater und meine Schwester. Alle, und zwar von dir.«

»Wie alt warst du da, Junge?«

»Ich ... fünfzehn.«

Lykos seufzte erneut und schnalzte missbilligend mit der Zunge. »Schade, dass du deine Lektion damals nicht gelernt hast.«

»Was ...?« Jace verzog vor Schmerz das Gesicht.

»Dass ich über dein Leben und deinen Tod bestimme.« Lykos nickte Deinon zu, der immer noch Jace' Haar in der Faust hielt. Er zog den Kopf des jungen Matrosen zurück und schnitt ihm die Kehle durch.

»Rudere ihn hinaus auf den See und versenke ihn mit Gewichten«, befahl Lykos, der von der Blutpfütze zurücktrat, die sich vor ihm ausbreitete. Dann schenkte er sich einen Becher Wein ein.

»Willst du nicht lieber, dass seine Leiche gefunden wird, um Fidele zu zeigen, was mit solchen Singvögelchen passiert?«

»Nein«, erwiderte Lykos. »Diesem Miststück würde ich zutrauen, dass sie mich wegen Mordes anklagt.«

Deinon lachte leise, bückte sich und warf sich Jace' Leichnam über die Schultern. Dann ging er hinaus.

Lykos setzte sich auf seinen Stuhl und trank. Mittlerweile war es Nacht geworden. Seine Erregung über die Konfrontation mit Jace verging allmählich. Er fühlte sich müde, nein, erschöpft. Schon bald würde er schlafen. Aus Angst trank er noch mehr Wein.

»Vater, was ist aus mir geworden?« Er murmelte leise und neigte den Kopf, als lauschte er auf eine Antwort. Als keine kam, zuckte er mit den Schultern und trank weiter. Schließlich döste er auf seinem Stuhl ein.

Lykos wachte von seinem eigenen Schrei auf. Die Augen traten ihm fast aus den Höhlen. Thaan steckte seinen Kopf durch die geöffnete Tür.

»Alles in Ordnung, Häuptling?«

»Was? Ja, ja.« Lykos rieb sich mit den Handballen die Augen. *Wenn man mit einem Teufel Geschäfte macht, hat das natürlich auch seine Schattenseiten.* Unwillkürlich griff er nach dem Krug mit Wein. Es waren nur noch wenig Schlucke übrig, und er trank sie gierig. »Wir haben gute Neuigkeiten«, sagte er. »Es gibt eine Änderung in unserem Plan. Wir müssen die Jehar zusammentreiben und sie nach Ardan bringen. Und danach, und das wird dir noch besser gefallen, werden wir Köpfe einschlagen können. Jede Menge Köpfe.«

»Nach Ardan?«, erkundigte sich Thaan.

»Jawohl, Thaan. Ardan. Wir wurden gerufen.«

## 8. KAPITEL

### EVNIS

Evnis pflückte gedankenverloren die Blätter einer Rose ab und ließ sie auf die Steine zu seinen Füßen fallen. »Alles verwandelt sich zu Asche, Fain«, flüsterte er.

Er stand vor einem Steingrab, und die Sonne warf fahle Strahlen über die Mauern von Dun Carreg in den Hof. Er hörte, wie sein Gefolge allmählich erwachte. Hunde bellten in ihren Zwingern, als die Kinder sie mit Abfällen aus der Küche des Turms ärgerten. Der Geruch von gebackenem Brot und gebratenem Speck lag in der Luft. Die Sonne stand noch nicht hoch genug, um die nächtliche Kühle vertreiben zu können, und Evnis erschauerte, während er seinen Umhang fester um sich zog. Er holte tief Luft, um sich für den kommenden Tag zu wappnen, aber ganz gleich, wie sehr er auch versuchte, sich zu beruhigen, sich auf das zu konzentrieren, was er zu tun hatte, seine ruhelosen Gedanken kehrten immer wieder zu einer Frage zurück.

Vonn.

Wo war sein Sohn?

Sie hatten im Fried gestritten, unmittelbar bevor die Festung fiel, nachdem er Vonn etwas von seinen Plänen erzählt hatte. Sein Sohn dagegen hatte nur über dieses Mädchen aus Havan reden wollen, Bethan, die Tochter des Trunkenboldes. Evnis hatte Vonn befohlen, sie sich aus dem Kopf zu schlagen, sich um das zu kümmern, was wichtig war, aber das hatte Vonns Trotz nur noch verstärkt. Sein Sohn war in die Dunkelheit davongestürzt. Jetzt war er verschwunden, unauffindbar im Chaos des Untergangs von Dun Carreg, und Evnis konnte nicht mehr mit ihm reden und die Dinge klären.

*Bitte, Gefallener, lass nicht zu, dass er tot ist.* Evnis hatte fast den ganzen Tag nach ihm gesucht, jede einzelne der Leichen betrachtet, die auf den Straßen gestapelt lagen, und die Überlebenden befragt. Einige hatten behauptet, sie hätten Vonn mit Edana und ihrer Handvoll Beschützer gesehen.

Evnis atmete geräuschvoll aus. Sein Sohn mit Edana, mit Brenins Tochter. Unter anderen Umständen hätte er über diese Ironie gelächelt.

Seit dem Fall von Dun Carreg waren zwei Nächte vergangen, in denen Owains Wildschweinbanner Brenins Wolf ersetzt hatte. Er selbst erinnerte sich nur schwach an seinen Kampf mit Brenin: Alles war wie von einem roten Nebel verschleiert, ein Jahr aufgetauter Wut und Gram, die innerhalb weniger Augenblicke in ihm übergekocht waren. Bis er Brenin sein Messer in die Brust gebohrt hatte. Daran konnte er sich noch sehr deutlich erinnern, und er würde es auch nie vergessen. Der kurze Widerstand von Tuch, Haut und Knochen, dann das heiße Blut, das herausströmte, Brenins Kraft, so flüchtig wie ein davonflatternder Vogel. Irgendetwas rührte sich in seinem Bauch. *Ist das Scham? Vielleicht.* Fain, seine sanftmütige Gemahlin, hätte nicht gebilligt, was er getan hatte. Aber sie war nicht hier. Ihr Leichnam verfaulte in dem Steingrab, vor dem er stand. Brenins Entscheidungen hatten ihren Tod besiegelt. Hätte Brenin ihm erlaubt, Dun Carreg zu verlassen und Fain mitzunehmen, zum Kessel, dann wären die Dinge anders gelaufen. Fain hatte es verdient, dass man Blutgeld für sie bezahlte. Es lag eine gewisse Gerechtigkeit darin, wie sich die Dinge entwickelt hatten. Dass Brenin durch seine Hand gestorben war.

»Herr.« Eine Stimme durchdrang seine Gedanken. Conall humpelte auf ihn zu, gefolgt von einigen seiner Krieger.

»Es wird Zeit«, sagte Conall.

Evnis nickte kurz, zerdrückte die Rose in seiner Hand und verstreute die Blätter über dem Grab. Steifbeinig schritt er über sein Anwesen, an den Zwingern vorbei, in denen Helfachs Sohn die Hunde fütterte, hinaus durch die breiten Tore. Conall und die anderen Krieger scharten sich um ihn. Die Anspannung war ihnen deut-

lich anzumerken. Sie alle wussten ebenso gut wie er, was auf dem Spiel stand. Die Festung mochte gefallen sein, aber sie war alles andere als gesichert. Viele Männer auf beiden Seiten wünschten Evnis den Tod. Er betrachtete die Gebäude rechts und links neben der Straße und suchte in den Schatten nach Meuchelmördern. *Ich habe die Würfel geworfen*, dachte er. *Jetzt gibt es kein Zurück mehr.*

Er warf einen Blick auf Conall, der immer noch humpelte. Der Krieger war vom Wehrgang über dem Steintor in die Tiefe gestürzt und hatte nur überlebt, weil er auf die Kämpfenden vor dem Tor gefallen war, was seinen Sturz abgemildert hatte.

Der Krieger mochte sehr selbstbewusst und fast schon ein Angeber sein, er lachte schnell und war ebenso schnell zu erzürnen, aber unter seiner Arroganz saß eine scharfe Intelligenz. Conall sah und begriff viel. Es war eine weise Entscheidung gewesen, ihn für sich zu gewinnen, auch wenn er dafür ein wenig Hilfe gebraucht hatte. Evnis lernte die Macht der Erdmagie immer besser zu gebrauchen. Er zog Geheimnisse aus dem Buch, das er in den Gängen unterhalb der Festung entdeckt hatte. Es gab Möglichkeiten, jemanden zu manipulieren, ja, sogar zu kontrollieren. Er fühlte sich wie ein Novize, der im Düsternen tappte, aber er hatte schon genug gelernt, um seiner Stimme Macht und die Kraft der Überzeugung zu verleihen, vor allem wenn der Wille der Person, die er beeinflussen wollte, bereits wankte. Auf diese Weise hatte er Conalls Loyalität gewinnen können.

»Du bedauerst nicht, dass du dich von deinem Bruder Halion abgewandt hast und ihm sogar entgegentreten musst?«

Conall sah ihn überrascht an. Er verzog die Lippen, und ein gehetzter Ausdruck flog über sein Gesicht. »Nein. Ich bin froh, dass ich aus seinem Schatten heraustreten konnte. Er hat sich von mir abgewandt durch seine Taten, wenn auch nicht durch seine Worte. Es war klar, dass er Brenin und dessen Schmeichelei mir vorgezogen hat.« Er verzog das Gesicht. »Wir alle müssen mit den Konsequenzen unserer Entscheidungen leben, stimmt's?«

»Das müssen wir in der Tat.« Evnis warf einen kurzen Blick auf eine alte Narbe auf seiner Handfläche, eine Erinnerung an eine

Lichtung im Finsterforst, an einen Pakt, den er vor vielen Jahren mit Asroth geschlossen hatte, seinem Herrn, dem er sein Leben und seine Seele geweiht hatte. Asroth hatte ihm befohlen, Nathair zu helfen, dessen war er sicher. Also würde er dem jungen König von Tenebral helfen. Und sollte ihm das irgendwie zum Vorteil gereichen, umso besser.

Gestalten stoben aus einer Gasse, und Conall hatte sein Schwert bereits halb gezückt, als er sah, dass es nur Kinder waren. Sie rann-ten lachend über die Straße und lockten einen dünnen Hund mit einem Knochen.

»Du fürchtest dich vor Schatten«, bemerkte Ewnis.

»Du bist im Augenblick nicht gerade der beliebteste Mann in der Festung. Sicher wollen die meisten Leute von Dun Carreg deinen Tod.« Conall warf einen finsternen Blick auf die Kinder.

»Ich mache mir mehr Sorgen über die Fähigkeiten meiner Feinde als über ihre Anzahl«, murmelte Ewnis und dachte unwillkürlich an Owain.

»Ich habe schon etwas ganz Ähnliches gehört, wenn auch meistens von den Frauen.«

Ewnis schnaubte und hätte fast gelächelt. Die Krieger hinter ihnen lachten leise.

»Feinde mit sehr viel Einfluss. Das Problem hatte ich ebenfalls«, sagte Conall.

»Tatsächlich? Und was hast du getan?«

»Ich bin weggelaufen.«

»Verstehe.« Ewnis betrachtete Conall schweigend und dachte über die rätselhafte Vergangenheit seines neuen Schildmannes nach. »Vielleicht habe ich ja ein weniger drastisches Heilmittel dagegen.« *Einflussreiche Freunde. Oder in diesem Fall einen Freund. Nathair.* Der junge König war zu ihm gekommen und hatte ihm Fragen über die Benothi gestellt, die uralten, ehemaligen Herren von Dun Carreg, und er hatte sich nach den Schätzen der Giganten erkundigt. Über dieses Thema wusste Ewnis sehr viel, vielleicht sogar mehr als der alte Heb oder Brina. Ewnis hatte Andeutungen über dieses Wissen gemacht, hatte kleine Informationsbrocken preisgegeben, flüsternd mehr ver-

sprochen, und er hoffte, dass es eben diese Versprechen waren, die ihn am Leben erhielten, bis Rhin eintraf. Nathair würde ihn beschützen, jedenfalls so lange, wie es in seinem Interesse lag. Jedenfalls hoffte Ewnis das. Owain dagegen war unberechenbar. Es war ein Wagnis gewesen, dem König von Narvon zu helfen, ihm Zugang zur Festung zu gewähren. Aber Nathair hatte ihn um diese Hilfe gebeten, also hatte er sie ihm gewährt. Dass er ihm das Steintor geöffnet hatte, hatte ihn in Owains Gunst steigen lassen. Aber Ewnis war sich nicht sicher, wie viel von Owains Sympathie ihn der Mord an Brenin gekostet hatte. Niemand mochte einen Königsmörder, schon gar nicht ein anderer König.

»Darüber wird die Zeit urteilen«, murmelte er.

»In der Tat. Wie sie es meistens tut«, erwiderte Conall.

Sie legten den Rest ihres Weges schweigend zurück. Ewnis beachtete kaum den Aschehaufen, der als Einziges von Dun Carregs gefallenen Verteidigern übrig geblieben war. Der Gestank von verbranntem Fleisch hing immer noch in der Luft. Er marschierte in den Fried und ging durch die Korridore, bis er Nathairs Gemächer erreichte.

Einer der schwarz gekleideten Krieger, die er in die Festung eingelassen hatte und die dort so verheerend gewütet hatten, hielt vor Nathairs Tür Wache. Der Mann ließ ihn in die Kammer, vertrat Conall jedoch den Weg, als der Ewnis folgen wollte.

»Nur du«, sagte der Mann zu Ewnis.

Ewnis nickte Conall und den Männern hinter ihm zu, bevor der Wächter die Tür wieder schloss.

Nathair saß in dem Gemach und trank Wein aus einem Becher. Sein Leibwächter, Sumur, stand hinter ihm, neben einem offenen Fenster. Der Griff seines Schwertes ragte ihm über die Schulter. Eine Handvoll von Nathairs Adlerwachen saßen am anderen Ende der Kammer um einen Tisch herum. Vor ihnen standen Teller mit Käse und Schweinefleisch. Sie bäugten Ewnis argwöhnisch und widmeten sich dann wieder ihrem Essen. Ewnis starrte sie an. Er erinnerte sich an ihre Kameraden im Fried aus der Nacht, in der Dun Carreg gefallen war. Sie hatten einen Schildwall um ihn, Brenin und Nathair gebildet. Jetzt waren sie alle tot, die meisten niedergemetzelt von

Ghar, dem verkrüppelten Stallmeister. Diese Nacht hatte ihm mehrere Rätsel aufgegeben.

»Willkommen, Evnis.« Der König von Tenebral stand auf und umfasste Evnis am Handgelenk. »Danke, dass du so schnell gekommen bist. Bist du hungrig? Oder durstig?« Er deutete auf die Speisen und den Wein.

»Ich habe bereits gefrühstückt. Aber ich nehme gern einen Becher Wein.«

Nathair schenkte ihm einen Becher ein. »Hier bitte. Ich habe gehofft, dass du mir behilflich sein könntest.«

»Sofern ich dir zu Diensten sein kann, Mylord.«

»Bestimmt kannst du das. Dun Carreg war nur als eine Etappe auf einer längeren Reise gedacht: Ich wollte nach Norden weiterziehen. Und das will ich immer noch. Die Frage ist nur, wann ich wieder aufbrechen soll. Vieles von dem, was hier passiert ist, dürfte Auswirkungen auf die Zukunft meiner Allianz haben. Aber die Lage hier ist im Fluss und könnte sich noch dramatisch verändern. Würdest du mir da zustimmen?«

»Deine Zusammenfassung scheint mir zutreffend«, erwiderte Evnis.

»Ich bin unschlüssig, Evnis. Die Angelegenheiten im Norden sind wichtig, aber ich habe das Gefühl, dass ich vielleicht eine Weile länger hierbleiben sollte, um zu sehen, wie sich die Lage weiter entwickelt. Um dafür zu sorgen, dass das, was dabei herauskommt, für mich und meine Allianz von Vorteil ist.«

»Sehr klug, Mylord.« *Dieser Mann denkt, bevor er spricht. Worauf will er hinaus?*

»Du fragst dich wahrscheinlich, warum ich dir all das erzähle.«

Evnis lächelte und neigte zum Zeichen seiner Zustimmung den Kopf.

»Ich glaube, dass du eine sehr wichtige Rolle in dieser Situation spielst. Und ganz sicher weißt du mehr, als du mir gesagt hast.«

»Sagt denn einer von uns alles, was er weiß, Mylord?«, erwiderte Evnis. »Immerhin ist Wissen Macht.« *Das ist ein gefährliches Terrain.*

»Kluger Worte.« Nathair lächelte. »Und zudem Worte, die ich schon einmal gehört habe. Ich will ehrlich zu dir sein. Wir sind

beide in der Lage, dem anderen zu helfen. Ich befinde mich in einem fremden Land, mitten in einem Krieg, dessen Hintergründe mir unbekannt sind. Ich muss Entscheidungen treffen, aber mir fehlt das Wissen, um zuversichtlich den richtigen Kurs einschlagen zu können. Du dagegen bist vertraut mit der Politik dieses Reiches, dieses Konfliktes, und in einer Position, wo du sehr viel verstehen kannst. Ich brauche dieses Wissen. Aber du bist von Feinden umgeben. Hier herrscht Owain, der Mann, der deinem Bruder den Kopf abgeschlagen hat. Also brauchst du einen Freund, jemanden mit Macht und Einfluss. Du brauchst *mich*.« Nathair holte tief Luft und richtete den Blick seiner strahlend blauen Augen auf Evnis. »Sag mir, Evnis, was ist dein größter Herzenswunsch?«

Evnis blinzelte, überrascht von dieser Frage und der plötzlichen Wendung, die das Gespräch genommen hatte. »Ich ...« *Was passiert hier? Sei vorsichtig.* Nathairs Augen schienen ihn festzunageln, zogen ihn in ihren Bann. *Verhext er mich? Benutzt er Erdmagie?*

»Meinen Sohn zu finden.« Überrascht hörte er, dass seine Stimme zitterte.

»Ja. Er ist mit Edana geflüchtet, jedenfalls den Gerüchten zufolge.« Nathair machte eine Handbewegung. »Ich bin nicht gänzlich von allen Informationen abgeschnitten, selbst hier nicht. Ich könnte dir helfen, ihn zu finden. Ich kümmere mich um alle, die mir dienen.«

»Dir dienen?«

»Ja, ich suche stets nach Männern, nach mächtigen Männern, die kühn genug sind, Risiken einzugehen, tapfer genug, mir in eine neue Weltordnung zu folgen. Ich glaube, du bist ein solcher Mann. Folge mir, und du wirst damit mehr gewinnen, als du dir vorstellen kannst. Im Gegenzug jedoch verlange ich deine Loyalität. Bedingungslose, unerschütterliche Loyalität.«

*Ich diene dir bereits*, dachte Evnis. Er wollte etwas sagen, erstarrete jedoch unter Nathairs durchdringendem Blick. Etwas in Nathairs Worten brachte sein Blut in Wallung, hätte dazu geführt, dass er diesem Mann gefolgt wäre und wieder an etwas geglaubt hätte, auch wenn Asroth es ihm nicht schon längst befohlen hätte. *Das Einzige*,